1927

Lübecker Heimat Kalender 1923

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER VEREINIGUNG FÜR VOLKSTÜMLICHE KUNST
VON PAUL BROCKHAUS.
BUCHSCHMUCK ASMUS JESSEN
GEDRUCKT U. VERLEGT BEI
H. G. RAHTGENS

JANUAR

M 1 Neujahr
D 2 Abel Seth
M 3 Enoch
D 4 Methusalem
F 5 Simeon
S 6 Heil. 3 Könige

S 7 1 n. Epiphan.
M 8 Erhard
D 9 Beatus
M 10 Paulus Eins.
D 11 Hygin
F 12 Reinhold
S 13 Hilarius

S 14 2. n. Epiphan.
M 15 Maurus
D 16 Marzellus
M 17 Antonius
D 18 Priska
F 19 Sara
S 20 Fab., Seb.

S 21 3. n. Epiphan.
M 22 Vinzentius
D 23 Emerentius
M 24 Timotheus
D 25 Pauli Bek.
F 26 Polykarp
S 27 Joh. Chrys.

S 28 Septuages.
M 29 Samuel
D 30 Adelgunde
M 31 Virgilius

FEBRUAR

D 1 Brigitte
F 2 Mariä Rein.
S 3 Anschar

S 4 Sexagesima
M 5 Agatha
D 6 Dorothea
M 7 Richard
D 8 Salomon
F 9 Apollonia
S 10 Scholastika

S 11 Estomihi
M 12 Eulalia
D 13 Benignus
M 14 Valentinus
D 15 Faustinus
F 16 Juliana
S 17 Alexander

S 18 Invokavit
M 19 Susanna
D 20 Eucharius
M 21 Eleonora
D 22 Petri Stuhlf.
F 23 Serenus
S 24 Matthäus

S 25 Reminiszere
M 26 Nestor
D 27 Leander
M 28 Justus

MÄRZ

D 1 Albinus
F 2 Simplizius
S 3 Kunigunde

S 4 Okuli
M 5 Friedrich
D 6 Gottfried
M 7 Perpetua
D 8 Philemon
F 9 Prudentius
S 10 Michäus

S 11 Lätare
M 12 Gregor
D 13 Ernst
M 14 Zacharias
D 15 Longinus
F 16 Gabriel
S 17 Gertrud

S 18 Judika
M 19 Joseph
D 20 Matrona
M 21 Benediktus
D 22 Raphael
F 23 Theodor
S 24 Kasimir

S 25 Palmsonntag
M 26 Emanuel
D 27 Rupert
M 28 Gideon
D 29 Eustasius
F 30 Karfreitag
S 31 Detlev

APRIL

S 1 Ostern
M 2 Ostern
D 3 Ferdinand
M 4 Ambrosius
D 5 Maximus
F 6 Zölestin
S 7 Aaron

S 8 Quasimodog.
M 9 Bogislaus
D 10 Apollonius
M 11 Ezechiel
D 12 Julius
F 13 Justinus
S 14 Tiburtius

S 15 Miserikord.
M 16 Karisius
D 17 Rudolf
M 18 Valerian
D 19 Timon
F 20 Sulpitius
S 21 Adolarius

S 22 Jubilate
M 23 Georg
D 24 Albert
M 25 Ev. Marci
D 26 Hulda
F 27 Anastasius
S 28 Vitalis

S 29 Kantate
M 30 Erastus

MAI

D 1 Phil. u. Jak.
M 2 Sigismund
D 3 Kreuz. Erf.
F 4 Florian
S 5 Gotthard

S 6 Rogate
M 7 Domizilla
D 8 Stanislaus
M 9 Hermes
D 10 Himmelfahrt
F 11 Mamertus
S 12 Liberatus

S 13 Exaudi
M 14 Christian
D 15 Sophia
M 16 Peregrinus
D 17 Jodokus
F 18 Erich
S 19 Potentiana

S 20 Pfingsten
M 21 Pfingsten
D 22 Helena
M 23 Desiderius
D 24 Esther
F 25 Urban
S 26 Eduard

S 27 Trinitatis
M 28 Wilhelm
D 29 Manillus
M 30 Wigand
D 31 Petronella

JUNI

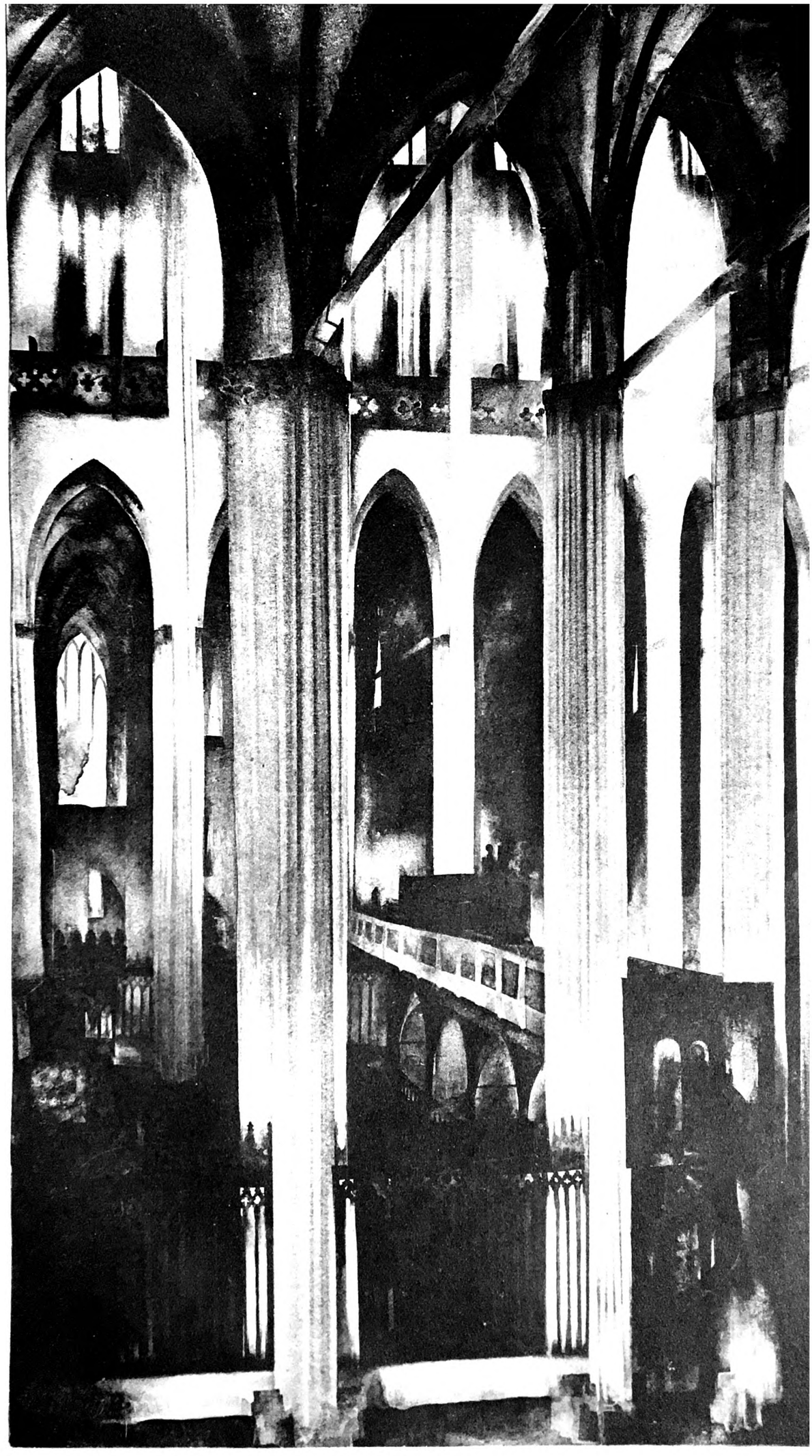
F 1 Fortunatus
S 2 Marquard

S 3 1. n. Trinit.
M 4 Darius
D 5 Bonifazius
M 6 Artemius
D 7 Lukretia
F 8 Medardus
S 9 Barnimus

S 10 2. n. Trinit.
M 11 Barnabas
D 12 Basilides
M 13 Tobias
D 14 Elisäus
F 15 Vitus
S 16 Justina

S 17 3. n. Trinit.
M 18 Homer
D 19 Gervasius
M 20 Silverius
D 21 Rahel
F 22 Albanus
S 23 Basilius

S 24 4. n. Trinit.
M 25 Febronia
D 26 Jeremias
M 27 Siebenschläfer
D 28 Josua
F 29 Peter u. Paul
S 30 Lucina



JULI

S 1 5. n. Trinit.
M 2 Mariä Heims.
D 3 Kornelius
M 4 Ulrich
D 5 Demetrius
F 6 Jesaias
S 7 Willibald

S 8 6. n. Trinit.
M 9 Zyrillus
D 10 Israel
M 11 Pius
D 12 Heinrich
F 13 Margarete
S 14 Bonaventura

S 15 7. n. Trinit.
M 16 Ruth
D 17 Alexius
M 18 Rosina
D 19 Rufina
F 20 Elias
S 21 Praxedes

S 22 8. n. Trinit.
M 23 Apollinaris
D 24 Christine
M 25 Jakobus
D 26 Anna
F 27 Martha
S 28 Pantaleon

S 29 9. n. Trinit.
M 30 Abdon
D 31 Germanus

AUGUST

M 1 Petri Kettenf.
D 2 Gustav
F 3 Eleasar
S 4 Dominikus

S 5 10. n. Trinit.
M 6 Sixtus
D 7 Donatus
M 8 Zyriakus
D 9 Romanus
F 10 Laurentius
S 11 Hermann

S 12 11. n. Trinit.
M 13 Hildebert
D 14 Eusebius
M 15 M. Himmelf.
D 16 Isaak
F 17 Billibald
S 18 Agapetus

S 19 12. n. Trinit.
M 20 Bernhard
D 21 Rebekka
M 22 Philibert
D 23 Zachäus
F 24 Bartholomäus
S 25 Ludwig

S 26 13. n. Trinit.
M 27 Gebhard
D 28 Augustinus
M 29 Joh. Enth.
D 30 Benjamin
F 31 Paulinus

SEPTEMBER

S 1 Ägidius

S 2 14. n. Trinit.
M 3 Mansuetus
D 4 Theodosia
M 5 Moses
D 6 Magnus
F 7 Regina
S 8 Mariä Geb

S 9 15. n. Trinit.
M 10 Sosthenes
D 11 Probus
M 12 Syrus
D 13 Amatus
F 14 Kreuz. Erh.
S 15 Nikomedes

S 16 16. n. Trinit.
M 17 Lambertus
D 18 Titus
M 19 Werner
D 20 Fausta
F 21 Matthäus
S 22 Moritz

S 23 17. n. Trinit.
M 24 Joh. Empf.
D 25 Kleophas
M 26 Zyprianus
D 27 Adolf
F 28 Wenzeslaus
S 29 Michaelis

S 30 18. n. Trinit.

OKTOBER

M 1 Remigius
D 2 Vollrad
M 3 Jairus
D 4 Franz
F 5 Friedbert
S 6 Fides

S 7 19. n. Trinit.
M 8 Charitas
D 9 Dionysius
M 10 Gereon
D 11 Burchard
F 12 Walfried
S 13 Angelus

S 14 20. n. Trinit.
M 15 Hedwig
D 16 Gallus
M 17 Florentin
D 18 Lukas
F 19 Luzius
S 20 Felizianus

S 21 21. n. Trinit.
M 22 Kordula
D 23 Severinus
M 24 Salome
D 25 Krispinus
F 26 Amandus
S 27 Sabina

S 28 22. n. Trinit.
M 29 Engelhard
D 30 Absalon
M 31 Wolfgang

NOVEMBER

D 1 Allerheiligen
F 2 Allerseelen
S 3 Maleachus

S 4 Reform.-Fest
M 5 Blandina
D 6 Leonhard
M 7 Engelbert
D 8 Cäcilia
F 9 Theodor
S 10 Mart. Luther

S 11 24. n. Trinit.
M 12 Jonas
D 13 Briccius
M 14 Levinus
D 15 Leopold
F 16 Ottmar
S 17 Alphäus

S 18 25. n. Trinit.
M 19 Elisabeth
D 20 Amos
M 21 Mariä Opfer
D 22 Alphonsus
F 23 Klemens
S 24 Chrysogonus

S 25 Totenfest
M 26 Konrad
D 27 Otto
M 28 Günther
D 29 Eberhard
F 30 Andreas

DEZEMBER

S 1 Arnold

S 2 1. Advent
M 3 Agrikola
D 4 Barbara
M 5 Abigail
D 6 Nikolaus
F 7 Agathon
S 8 Mariä Empf.

S 9 2. Advent
M 10 Judith
D 11 Damasus
M 12 Epimachus
D 13 Luzia
F 14 Nikasius
S 15 Johanna

S 16 3. Advent
M 17 Ignatius
D 18 Christoph
M 19 Loth
D 20 Abraham
F 21 Thomas
S 22 Beata

S 23 4. Advent
M 24 Adam, Eva
D 25 Weihnacht
M 26 Weihnacht
D 27 Ev. Johann.
F 28 Kindertag
S 29 Noah

S 30 S. n. Weihn.
M 31 Silvester

INHALTSVERZEICHNIS.

Die Marienkirche .. .. *Friedrich Ranke* 11

Orgelkonzert in St. Marien .. .. *Th. R. Schulte* 12

Der liebe Kamerad .. .. *Eilhard Erich Pauls* 13

Vor einem Negerkopf .. .. *Richard Karutz* 16

Gedichte .. .. *Otto Anthes* 19

Sankt Gertrud von Nivelle .. .. *Julius Havemann* 20

Bäume .. .. *August Völker* 23

Zwei Stücke von Dietrich Buxtehude .. .. *Wilhelm Stahl* 29

Jürgens Berufung .. .. *Georg Kleibömer* 31

Geschichten, Inschriften und andere Merkwürdigkeiten aus der Marienkirche:

Die Maus 39

De Dod van Lübeck 39

Der Schoband 39

Die tanzenden Apostel 40

Das Kirchlein in allen Kirchen 40

Steinalt 40

Gotteskasten bestohlen 40

Die schwatzenden Männer 41

Gedenkbild auf den Schiffbruch des Hans Ben 41

Eine flämische Inschrift 41

Das Glockenspiel 42

Die Fahnen. 43

Die Abendmusiken in der Marienkirche .. .. *Wilhelm Stahl* 44

Die astronomische Uhr in der Marienkirche. 47

De Doodendanz in de Marienkark to Lübeck .. .. *Hauptpaster Mildenstein* 50

Die Kunst im täglichen Leben .. .. *H. Münchhausen* 57

Plattdeutsch in der Schule .. .. *Fritz Wicht* 59

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

DIE MARIENKIRCHE. ★ ERINNERUNGEN VON FRIEDRICH RANKE.

Durch sechs lange Winterwochen steigt die Sonne nicht übers Kirchendach herauf Man wohnt im Schatten der Kirche wie im Tal hinter den Bergen. Schaut man zum Fenster hinaus, so türmt sich der mächtige Bau hoch in den Himmel; öffnet man das Haustor, so sind Welt und Himmel durch die Kirche zugestellt. Die Kirche ist wie eine Mauer: die Stadt, das Leben, die Freunde, alles ist drüben, jenseit der Kirche, die als ein Schattengraues, Totes sich Blick und Schritten entgegenstemmt.

Aber einmal kommt ein Tag, da spürst du, beim Heimkehren, unter der Kirche, ein Leuchten von oben her. Erwartungsvoll suchen die Augen höher und höher. Und sieh — die Abendsonne scheint goldenwarm von den roten Steinen der Türme wieder. Und plötzlich fühlst du Leben im Stein, wuchtendes, steigendes, klammerndes Leben. Du stehst und schaust und lauschst dem Lied, das die Steine singen: „Wir steigen! Wir steigen!" dröhnt's in den Mauern; „wir steigen mit!" singen die Fenster; „nur zu! wir halten!" schwingt's in den Bogen der Streben; und „seht, wie ich reite!" lacht das Türmlein vom Dach herunter zu den Massen, die es spielend heben und tragen. Die Kirche lebt. Und weiter reißt's deinen Blick, empor zu den Türmen, zu den goldenen Kugeln, zu den Hähnen empor, die noch die Sonne schauen — und darüber hinaus in den klingenden Abendglanz. Die Kirche lebt und weist dich nach oben.

Am Sonntag, während des Gottesdienstes, erneut sich das Klingen und will nun nicht mehr schweigen: die weißen Pfeiler, die hellen Fenster, die spitzigen grauen Türmlein am Umgang über dem Chor, sie singen das Lied der Steine, nur verhaltener, inniger, wie in irdischeren Harmonien. Und ihrem Lied verschmelzen sich die tröstlichen Worte der Knabenstimmen: „Friede auf Erden!" Durch die Pfeilerreihen brausen die Wogen der Orgel, sie zerreißen sich an den Zacken der Epitaphe, sie schäumen gegen das hohe Dach und sinken in perlenden Läufen zur Gemeinde nieder. Oh, der Orgelklang in der singenden Kirche!

Und steigst du nachher zur hohen Orgel empor, so wollen die Pfeiler, die Wände zu schwanken beginnen; sie lösen sich und wollen auf dich zu, als sei ein letzter Bann von ihnen gewichen. Drunten von den Fliesen verschwinden die letzten Menschen. Da füllt sich die Kirche aufs neue. Vergangenheit wird wach, Jahrhunderte, die diese Kirche schufen und bewohnten: Ratsherren und Bürgermeister, stolz wie Könige vor den Menschen, demütig allein vor dem Herrn im Himmel; Kaufleute und Schifferfrauen, die das Gebet „für unsere Schiffe, die auf dem Meere sind", aus geängstetem Herzen mitzubeten wußten; Krieger, die ihre siegreichen Fahnen zur Kirche trugen und der Kameraden gedachten, denen die Heimkehr versagt war; die Baumeister, die den Gedanken dieser Kirche dachten, stolzer und höher als je eine Kirche im norddeutschen Land, die Markt- und Bürgerkirche von Sankt Marien.

Nun ist dir die Kirche nicht mehr fremd; sie ist dein Freund geworden, dein Mahner und Tröster. Wo immer du gehst, in den Straßen der Stadt, plötzlich tut sich ein Blick auf und die Kirche schaut auf dich nieder: da bin ich. Kehrst du wandermüde zur Stadt zurück, die Kirche winkt dir von fern: Hier bist du zu Haus! Und wenn dein Schiff am klaren Herbsttag nach langer Fahrt von draußen in die Bucht einlenkt: die Kirche reckt sich hoch über das Land, den Heimkehrenden als Erste zu begrüßen.

ORGELKONZERT IN ST. MARIEN.

Von TH. R. SCHULTE.

Goldne Abendsonnengluten
dringen durch die hohen Fenster
Sankt Mariens,
tasten leis mit weichen Händen
zu den Herzen der Gemeinde,
die den hehren Orgelklängen
stumm und dichtgedrängt im alten,
würdigen Gestühle lauscht.

Klagend, jubelnd wirbt die Orgel
um die Seelen mit,
sucht sie durch der großen Meister
ewge Kunst emporzureißen,
daß den Schmerz der Lebensklage
Jubelklang des Sieges ende.

Doch gelingt es? Bange Frage ...
Vor verschloss'nen Herzen harren
lang die goldnen Sonnengluten
tastend, bittend ...

Und dann wandern sie hinüber
langsam — wie in stiller Trauer —
zur Maria, die, vergessen
von der Welt, mit ihrem Kinde
einsam lauscht.

Nun erglüht sie. Goldumleuchtet
streckt sie allen Menschenherzen —
Liebe bietend, Liebe werbend —
still ihr Gotteskind entgegen.

Und da, wie zum letzten Ansturm
jagt die Orgel allgewaltig
ihre mächtigsten Akkorde
durch die hohen Pfeilerschiffe. ...

Jäh verzittern Ton und Andacht;
eilig leeren sich die Stühle;
und Maria mit dem Kinde
bleibt allein mit ihrer Liebe
Wie mit ihrem Glanz die Sonne.

DER LIEBE KAMERAD. ★ VON EILHARD ERICH PAULS.

Laiensätze.

I. Welt.

Mit der Frage der Frömmigkeit ist jede andere Frage beantwortet.

Auch völkisch sein heißt religiös sein, und deutsch sein heißt fromm sein. Aber die Gemeinschaft eines solchen Volkstums kann man freilich nicht als Busennadel aus Nickel oder Silber im Knopfloch tragen.

Wir sind zu sehr nur klug geworden, um noch fromm zu sein. Und es gibt nichts, was den Menschen mehr vom Menschen trennt als Bildung.

Denn Frommsein ist Heimverlangen. Nach Hause schleicht der, welcher an der Welt zerbrochen ist, und nach Hause schreitet sieghaft, wer die Welt erobert hat. Aber zuerst immer liegt vor dem Heimverlangen ein Hinausgehen in alle Welt.

Der Fromme brüstet sich nicht mit seiner Frömmigkeit und trägt sie nicht vor die Leute, aber schließlich hat der das Reichsein noch nicht gelernt, der sich seines Reichtums schämt.

Auch innerer Reichtum besteht erst in den Ausgaben, die gemacht werden, und Frommsein in der Gemeinschaft des ganzen Volkes.

II. Mensch.

Das ist doch das edelste Verhältnis der Menschen untereinander, daß sie Kameraden sind. Der Kamerad ist der Genoß des anderen, von dem er nichts fordert, was er nicht zugleich gibt, im Erleben und Erleiden, auf der Wanderschaft und daheim, immer im Pilgern zu einem Ziele hin.

Das Ziel aber ist Gott. Ihr mögt es vielleicht Glück nennen, so ist dieses Glück nicht durch Äußerlichkeiten bedingt, sondern innerlich begründet. Dort im Innersten wohnt Gott. Ihr mögt es auch Vollkommenheit nennen, euer gemeinsam erstrebtes Ziel, so ist diese Vollkommenheit nicht eine menschliche, denn hier liegt unversöhnbarer Gegensatz, sondern eine, die höher ist als alles Menschentum. Dort im Höchsten thront Gott. Oder ihr mögt euer Ziel Persönlichkeit nennen, dann hütet euch, Trotz und Eigensinn, Ruhm, Anerkennung oder irgend etwas, Geltung oder Stärke, Bedeutung oder Klugheit für Persönlichkeit zu halten. Persönlichkeit steckt zu tiefst in der Seele. Das Tiefste aber ist Gott.

Kamerad sein vor Gott — wie zwei Waffenbrüder im Felde stehen unter den Augen eines Hauptmannes und gegen einen Feind. Aber dein Feind bist immer du selbst.

III. Gott.

Wir haben lange genug Gott im Gebet angefleht, uns zu helfen; nun wollen wir ein neues Gebet anfangen, nämlich, daß wir ihm helfen.

Wozu aber braucht denn Gott die Menschen? Und ist er um der Menschen willen da, wo er absolut ist? Nun gibt es kein absolutes Ziel, es wäre denn vorher ein Weg zu diesem Ziel. So ist Gott das Ziel der Menschheit, die Vollkommenheit des Menschen; und der einzelne bewegt sich, wenn überhaupt er sich bewegt, lebt, wenn überhaupt er lebt, zu Gott hin.

Dennoch wäre ohne den Weg kein Ziel, und also ist ohne den Menschen kein Gott. Welche Verwegenheit! Ohne dich, mein lieber Kamerad, ist Gott nicht.

Nun gibt es keine größere Ehrfurcht für dich, mein Kamerad, als die du vor dir selber hast. Die Moral des Menschen wird jedenfalls nicht schlecht dabei wegkommen, wenn er die meiste Ehrfurcht vor sich selber hat, und auch vor dem lieben Kameraden, der ebenso Gottes Zweck ist.

Auch unser beider armes deutsches Volk, mein Kamerad, trägt seinen Gott im eigenen Herzen, nicht auf gallischer Säbelspitze oder in der Geldkatze der Staaten. Die größte Ehrfurcht hat der Deutsche vor dem Deutschen — hat er?

Und es gibt keinen Heiland für dich, wenn du nicht selbst dein Heiland bist.

IV. Moral.

Die Fakultäten streiten sich umsonst um den lieben Gott. Er ist kein Pastor, aber für einen Richter halten ihn viele Leute, und daß er die Sünde heimsuche bis ins dritte und vierte Glied.

Gott ist auch kein Schulmeister.

Gott hat mit irgendeiner Moral so wenig zu tun wie die Kunst, welche göttlich ist. Moral, ob sie in dreitausendsechshundertundsiebzig Paragraphen oder in zehn Geboten gefaßt ist, Moral ist immer vom Schulmeister gemacht.

Die Kunst ist weder moralisch noch unmoralisch. Gott auch nicht.

V. Leid.

Das deutsche Volk hat gefehlt. Darum hat Gott ihm Strafe geschickt. Gewogen, zu leicht befunden und — den Galliern gegeben. Das mache ich nicht mehr mit, mein Kamerad.

Das deutsche Volk ist in die Irre gelaufen. Damit es sich besinne, hat Gott ihm das Leid geschickt. Aber es ist nur ein schlechter Schulmeister, der mit dem Bakel regiert.

Gott hat mit deinem Leid überhaupt nichts zu tun, mein Kamerad.

Wir wollen endlich einmal aufhören, Gott mit väterlichen Strafmitteln und großmütterlichen Tröstungen für kleine Kinder zu verwechseln.

Wenn dein Gott nicht größer ist als dein kleines Leid, Kamerad, dann ist dein Gott zu klein für dich.

Dein Leid, mein Kamerad, hast du dir selbst geschaffen, und du trägst es allein. Sorge dafür, daß dein Gott, der dir in deinem Herzen wohnt, davon nicht berührt werde. Denn Gott ist deine Liebe, die du hast. Du hütest ja auch liebe Menschen, wenn du lieben kannst, vor deinem Leid.

Dein Leid? Sei du nicht selbst ein Leid, mein Kamerad, für die Menschen, die du lieb hast, oder für deinen Gott, daß du ihm eine Last seiest.

VI. Sünde.

Sondere dich nicht von Gott. Es ist die einzige Sünde, in die du fallen kannst.

Es gibt nur eine Gnade: Gottgemeinsamkeit, Gottinnigkeit. Es gibt nur eine Sünde: Gottferne und Gottverlorenheit.

Wer die Hölle nicht in sich trägt, hat auch den Himmel nicht in seinem Herzen.

Heimverlangen hat nur, wer im Elend ist: Wer nicht Gott verlieren kann, besitzt ihn nicht.

VII. Schönheit.

Alles, was schön ist, mein Kamerad, ist für dich schön. Genieße es, denn es ist schließlich nur durch dich schön geworden.

Wenn das Gute in deiner Nähe gut sein darf, so erkennt es Gutes in dir, mein Kamerad, wie einer sich heimisch fühlt nur in seinem Vaterhause. Freue dich des Guten.

Alle unsere Sinne sind nur Tore, durch welche die schöne Welt als eine Siegerin in unsere Seele einzieht — wie heimkehrende Krieger in die Hauptstadt ihres Kaisers. Wir werden vor diesen doch keine Tore zuschließen.

Ich glaube nicht, daß etwas sündhaft sein kann, was schön ist.

VIII. Glauben.

Die Leute sagen, und oft sagen es die Gelehrten mit überlegenem Lächeln, daß Glauben ein halbes Wissen sei, denn wo man nicht wissen könne, müsse man für wahr halten. Aber das Glauben fängt nicht erst an, wo das Wissen aufhört, und hört nicht auf, wo das Wissen zu Ende ist. Glauben ist nicht halbes, sondern verdoppeltes und vertausendfachtes Wissen.

Glauben ist restloses Hingeben. Ich glaube an dich! Dann urteile ich nicht nach deinen einzelnen Handlungen oder Worten, denn ich kenne den Urgrund deines Seins, aus dem all

das fließt, und in den ich mich hineingegeben habe. Ich glaube an dich! So nimm mich an deine Hand. Wohin du mich führst, weiß ich nicht, aber wohin du mich führst, folge ich dir, denn du wirst alles gut machen. Ich glaube an dich! Denn ich habe dich lieb.
Ich habe dich lieb: so habe ich dich in mich aufgenommen und mich in dich hineingegeben.
Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat: Erst wenn ich glaube, seine Nähe fühle, mit ihm eins geworden bin — ich in ihm und er in mir —, dann lebe ich, und alles andere ist Tod. Und so bin ich erst in Gott ein zu Gott Geschaffener, und zu den anderen, welche nicht leben, sprechen wir: Lasset die Toten ihre Toten begraben.

IX. Liebe.

Die Liebe der Menschen untereinander ist zuletzt doch nur Selbstliebe. Der eine sucht im andern die Vervollkommnung seiner Einzelpersönlichkeit durch die Anderspersönlichkeit zur Weltweite. Die Liebe des Menschen zu Gott ist Hingabe, Glauben; die Liebe Gottes zu den Menschen Forderung und Förderung.
Liebe ist gesteigertes Leben. Gesteigertes Leben ist Jugend. So ist Liebe allemal Jugend, und der Liebende altert nicht. Ewige Jugend ist Gott.
Liebe ist gesteigertes Leben. Gesteigertes Leben ist Schönheit. So ist Liebe allemal Schönheit, und die Geliebte ist einem jeden die schönste aller Frauen. Höchste Schönheit ist Gott.
Liebe ist gesteigertes Leben. Gesteigertes Leben ist Versenkung in die eigene Seele, dorthin, wo die göttlichen Kräfte strömen. In dieser Innerlichkeit ist Liebe höchste Seligkeit und Glück. Suche dein Glück nicht draußen und in Erfolgen, mein Kamerad, die über sich selbst das Maul aufreißen.
Versuch es einmal, ob es ein Leben ist, wenn du sorglos bist. Ohne Sorge und Not um einen, den du lieb hast, und ohne Sorge und Fürsorge für einen, den du im Herzen hast. Dann wirst du es erfahren, mein lieber Kamerad, daß das Leben eines Menschen, der keine Sorge zu tragen hat, der Tod ist. Und nun wollen wir unsere Sorge verhätscheln, auch wenn sie ein Leid wird.
Je mehr der einzelne vergottet ist, um so weltweiter ist seine Liebe.
Aber wir wollen zuerst einmal zufrieden sein, wenn wir uns bis zur Vaterlandsliebe und Volksgemeinschaft steigern können. Das andere mag später kommen.

X. Schweigen.

Wer in dieser Welt etwas erreichen will, muß sich auf sein bißchen Ziel konzentrieren können. Noch mehr Abgeschiedenheit fordert das große Ziel, das wir alle haben: Gott.
Schweigen ist Selbstbesinnen. Kinder, Narren und Hohlköpfe schwatzen. Je mehr einer hat, um so mehr schweigt er. Und wer sich auf sich selbst besinnt, mein Kamerad, der findet Gott.
Wer Gott in der Seele hat, der schweigt in seliger Andacht.
Sie schreien, sie rufen zu Gott und können in ihrem Gebet nicht Worte genug machen. Aber erst wenn sie schweigen, vernehmen sie Gottes Stimme, die in ihnen tönt. Schweigen allein ist rechtes Leben, schweigen und stille halten.
Schweigen und stille sein ist das Ziel eines wortlosen Gebetes. Schweigen und stille sein ist glauben an Gott.

XI. Die Kirche.

Die Kirche — Gottes Haus im Menschengeschlechte — ist ewig, weil sie Gottes Haus ist, aber wechselnd und sich entwickelnd, weil sie im Menschengeschlechte steht, und das Ziel aller Entwicklung ist Gott.
Die Geschichte lehrt eine Entwicklung des menschlichen Geistes, soweit wir vom heutigen Tage aus schon denken können, von der Unpersönlichkeit und Standespersönlichkeit über ein individuelles Dasein zur sozialen, zur Gesamtpersönlichkeit. Daran nimmt auch die Institution der Kirche teil — vom Katholizismus über den Protestantismus — ja, zur werdenden Kirche.

Die katholische Kirche ist eine objektive: der Glaubensinhalt besteht ohne mich und außer mir, mich gestaltend; die protestantische Kirche ist eine subjektive, sola fide und protestierend. Darum ist die katholische Kirche die Gemeinschaft aller Gläubigen mit einem offenbarten Gott, aber der einzelne versinkt in ihm und in ihr zu seiner Seligkeit. Damit ist die protestantische Kirche die der freien und selbständigen Persönlichkeit, darin sich jeder seinen eigenen Gott allein erkämpft, aber kaum noch eine Gemeinschaft.
Zwischen dem einzelnen und der ganzen Menschheit liegt uns das Volk. Nie wird ein Volk sich gründen und einigen anders als durch gemeinsame Religion.
Also laß uns an uns selbst arbeiten, mein lieber Kamerad, daß wir für ein deutsches Volk, das werden soll, den deutschen Glauben, der es sammeln soll, in uns finden.

VOR EINEM NEGERKOPF. ★ VON RICHARD KARUTZ.

(Holzplastik aus dem Kameruner Grasland im Museum für Völkerkunde.)

In den sauberen lehmgetennten Weiberhäusern seines Palastes leben dem Stammeshaupt dreihundert Frauen, er liebt sie und läßt sie lieben, je nachdem Trieb, Laune, Sitte und Not es fordern, denn Liebe ist oft Arbeit und Geldwert in Afrika. Jeden Morgen wandern die Frauen im Gänsemarsch zu den Pflanzungen hinaus, in jenem kurzen, eiligen, etwas hüftsteifen und schiebenden Schritt, der einen Gegenhalt gegen das Gewicht der schweren, auf dem Kopf getragenen Körbe sucht. Das plappert und kichert — es gibt so viel Lustiges von den Männern zu erzählen —, fletscht die blitzenden Zähne oder lutscht behaglich an Zuckerrohr oder Tabakspfeife, rollt vergnügt die runden, schwarzen, in bläulichem

Weiß schimmernden Augen in die Welt, hebt die fleischigen Lippen schnuppernd zu kleinen Rüsseln und drängt den mahlenden Kiefer noch weiter als gewöhnlich vor, kurz, ist so recht bei guter Laune.

Unter den Weibern ist eins, das nicht zum Chore paßt. Stumm schreitet es zwischen seinen Schwestern von Geschlecht und Schicksal. Das Auge lacht nicht, der Mund bleibt stumm. Der ist auch anders als bei den anderen Frauen, die Lippen lagern sich schmaler über dem bestimmt, aber nicht massig, nicht wulstig vorstehenden Kiefer. Die Wangen sind zarter, die Schläfen enger, die Nase ist feiner genüstert und fast kantig im Rücken, die Hautfarbe heller. Keine aufgetriebenen Schmucknarben sprengen die Einheit der weichen Rundungen. Man sieht, die Wiege der Frau steht weiter im Norden. Sie ist Negerin, gewiß, aber fremdes Blut und fremder Geist haben an ihrem Stamm geformt.

Im letzten Hause der Dorfstraße lebt ein alter Mann. Jeden Morgen, wenn die Frauen, das Buschmesser in der Hand, zur Pflanzung gehen, und jeden Abend, wenn sie schwer beladen heimkehren, hockt der Alte im Halbdunkel des Türrahmens. Es ist der Künstler unter den Menschen hier. Von früh bis spät schnitzt er aus dem harten Holz des Urwaldes, was dörfliche Gemeinschaft braucht, zumal schöne Löffel, Schemel, Trommeln, Türpfosten und Hausfriese. Dazu jene Tiergestalten, die in den Mysterien der schwarzen Seelen aus unverstandener alter Weisheit heraus einem furchtverbundenen Glauben die Richtung geben, Masken, unter denen man die wirkende Gemeinschaft mit den Hingeschiedenen erlebt, die Gestalten der Verstorbenen selbst, als Gedächtnismal und Eideshelfer für das Gemeindehaus bestimmt. All das schnitzt der Alte, den Weisungen, die er vom Vater empfing, getreulich nach. Die toten Seelen schrecken ihn nicht, er steht jenseits von Gut und Böse, sie mögen ihn auch vergessen haben.

So hockt er, vom Schatten seines Türrahmens gegen die Sonne gedeckt, und schafft still und unverdrossen nach seiner Art am Seelenheil der Dorfgenossen. Morgens und abends aber, wenn das Lachen und Lärmen der Weiber vom Weg herüberschallt, horcht er auf, legt das Messer beiseite und schaut, die großen Pupillen zu sehnendem Blick geweitet, hinaus.

Jetzt schwingt die schwarze Reihe um die Wegecke, und ein Leuchten bricht aus der Tiefe des Auges. In diesem Leuchten tritt langgestorbene Lust zum Tage zurück, Bilder der Frauen, die den Mann in der Jugend umgaben, schieben sich vor.

Aber es liegt nicht das allein in diesem Leuchten. Es ist nicht so sehr der Mann lebendig geworden wie der Mensch! Und er sucht jene eine, die stumm dahinschreitet. Sein Auge umgreift ihre Gestalt, gräbt sich in ihre Züge, saugt sich gleichsam fest an ihrer Wesenheit. Was ist das, was an der Frau anders ist? Was für ein Leben ist das, das da anders lebt als bei den andern? Was für ein seltsam fremdes Leben lebt in diesem Kopfe und in diesen Augen?

Das Volk seines Dorfes, seines Stammes in den Nachbardörfern? Es ist mehr als das! Seine Rasse — der Alte gewann ein dumpfes Rassegefühl, seit er durch junge Leute, die sie gesehen, von weißen Menschen hörte, die aus dem großen Wasser da, wo die Sonne abends fortläuft, herausgestiegen kamen und nun in weißen Häusern wohnen und viele bunte Dinge und scharfen Rauschtrank für Palmkerne und Elefantenzähne geben — seine Rasse? Es ist mehr als das!

Da sieht der Alte am Himmel, wo eben die Sonne schwindet, einen gewaltigen weißleuchtenden Kreis, und, wie in dem Spiegel des Flusses im nahen Urwald, schaut er plötzlich sein eigen Leben, all das bißchen Glück und all das viele Leid, das ihn geschüttelt hat und das seit Jahren von ihm abgefallen war wie verrunzelte trockene Früchte vom Zweig. Er schaut und weiß. Und nun weiß er auch, was jenes Weib von seinen Schwestern trennt, Menschenleben durch Erkennen aus Seelenleid hindurchgegangen.

Ruhelos wälzt er sich die Nacht auf seiner Matte. Noch nie hat er so fröstelnd und so fiebernd den Tag erwartet. Beim ersten Dämmern ist er auf, an seinem Platz bei der Tür, an Messer und Holzblock und schneidet und schnitzelt, hämmert, schleift, reibt in jagender Hast. So hat er noch nie gearbeitet, noch nie mit so heiligem Feuer, mit so innerster Glückseligkeit. Unter seiner raschen Hand formt sich der Kopf des Weibes.

Der schlanke Hals steigt in weicher Schwingung zum schmalen Gesichte auf, dessen fließende Rundung den ungewöhnlich zarten Knochenbau des Schädels durchscheinen läßt. Eine einzige unerhört kühne Linie wölbt sich vom leicht zurückgebogenen Kinn über Nase und Stirn zum Scheitel, der in weiterlaufender Steigung durch den Haarknoten — nach Negermode in zahlreiche aufrechte Zöpfe gelöst — um das Doppelte fast verlängert ist. Gesammelte Lebenskraft drängt von Innen gegen die zarte Körperhülle, um in gleichmäßigem Abströmen nach Innen zurückzufluten. Das Leid ist hier in einem letzten starken Siege überwunden.

Der Mund verschweigt, durch welche Pein die Seele ging, aber das Schweigen fällt ihm leicht. Unverkrampft und doch nicht ermattet, gelassen und doch nicht müde, mit sicherer Ruhe und Selbstverständlichkeit fügen sich die Lippen dem festen Schluß. Denn er kommt aus dem denk-entkeimten Erkennen und Wollen, das hinter der Stirn lebendig wirkt. Eine Stirn voll Anmut und Kraft zugleich. Der Künstler umgreift sie mit schmerzlicher Scheu, erschüttert von seinem eigenen Werk. Zur Stirn fügt er die lebendigen Augen unter flach abfallenden Wölbungen, ein neues Wort seiner Sprache, waren es doch sonst die Toten nur, die er bildete. Das Leben, menschliches Leben in seinen starken Tiefen und seinen überwindenden Höhen haben ihn zum Meister gereift.

Von ferne klappert das Nahen der Weiber heran. Wie sonst wandern sie rauchend und schwatzend zur Pflanzung. Ohne die eine. Vergebens suchen des Alten Augen, von neuem Wissen glanz-gefüllt, durstig nach Zwiesprache, verlangend in Ehrfurcht und Dank sich hinzugeben. Seine Muse ist, in jenem raschen afrikanischen Tod, von ihm gegangen, als sie ihn zum Künstler gehoben.

Wie die Ahnenbilder der Familien, reibt er sein Werk mit Rotholz ein, daß es Blutwärme gewinne, Haar und Auge hebt er mit weißem Kalk plastischer heraus. Dann stellt er es auf das dunkelste Bort in der dunkelsten Ecke, daß nicht die Menge es sehe. Heimlich aber nimmt er es täglich in die Hand, streicht mit sachten Fingern über seine feine Rundung und kehrt, mit neuer Kraft und neuem Können und neuem Schauen zu seiner Arbeit.

Jahrzehnte, ein Jahrhundert wohl und mehr sind vergangen. Einmal noch muß ein schwarzes Menschenkind den Kopf geliebt haben, es legte ihm um Scheitel und Hals vom Perlentand, den die weißen Händler an der Küste verkaufen. Rotholzpaste und Kalkbemalung vergingen, Sprünge durchfurchten das harte Holz, aber nicht verging und nicht konnte vergehen die Schönheit. Noch heute lebt die süße Herbe dieses Weibes, sein zu Erkennen und Wissen erwachendes Ich, sein Stolz im Leid, seine Kraft im Wollen. Noch lebt die ganz große Kunst unseres alten Künstlers. Sind auch Rotholzmedizin verwischt, Priesterkraft vergangen, Tänze verklungen, Familie, Stamm, Volk verloschen, die Seele dieses Weibes lebt und wirkt, eine geistige Wesenheit, die über ihre Menschengruppe hinausgewachsen war, wirkt von sich aus fort zu unbekannten Fernen, wirkt fort durch das Kunstwerk, in das sie einst eingeflossen war. Laßt uns ihnen beiden eine stille Stunde schenken, dem jungen Weibe im Grasland zu Kamerun und seiner seeledurchwärmten Schönheit, dem alten Meister und seiner Kunst, die aus dem strömenden Quell aller Künstler-schaft heraus, aus dem Erleben des Wesenhaften heraus in diesem Werk das höchstmögliche zu gestalten, den Menschen schlechthin zu bilden vermocht hat.

GEDICHTE VON OTTO ANTHES.

Ich trage dich in meinem Blute
wie das Gedächtnis eines schwanken Traums:
ein Leuchten über dunklen Fernen,
ein Wehen in der hohen Luft,
herab wie von den sel'gen Sternen
ein Himmelsblütengartenduft —
ich weiß es anders nicht zu sagen,
wie Hauch und Ruch nur blieb es mir
im Blute tief und süß zu tragen:
das heimliche Gefühl von dir.

❀ ❀ ❀

Heimweg.

Vom Sternenschein umfangen,
gewiegt von Seligkeit,
so bin ich heimgegangen.
Aber der Mond war weit.

Im tiefen dunklen Lande
versank wie Traum mein Schritt,
am bleichen Himmelsrande
gingst du lächelnd mit.

Und deines stummen Schwebens
süß nahe Zaubermacht
durchklang mit Strömen des Lebens
die wunderstille Nacht.

❀ ❀ ❀

Wie weit ist doch der Mensch
von Gottes Huld verlassen,
denn er kann hassen.

Wie tief ist doch der Mensch
in Gottes Huld geblieben,
denn er kann lieben.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

SANKT GERTRUD VON NIVELLE. ★ VON JULIUS HAVEMANN.

Ein Mann schleppte sich, als der Tag verdämmerte, über ein kahles Hügelland. Es war ein Kriegsmann mit einem stöckigen Körper voll vernarbter Wunden, die ihm Haltung und Gang steif machten. Des Wanderns müde, dachte er, wie auf Erden alles sinnlos, ohne Ehre und Gewissen sei, und daß die Händel der Menschen so zufällig ausgingen, wie ihre Ziele wechselnd und gemein waren. Da begegnete ihm auf der Heide eine Frau; die fragte er nach einer Herberge. Als sie wahrnahm, wie bestaubt, verschwitzt und abgerackert der Fremdling war, lächelte sie sonderbar und weich, als habe sie eben ihn und seine Frage hier in der Öde erwartet, und ihre Stimme war warm von verstehendem Mitgefühl, als sie hinter sich wies, wo der Weg sich um eine Bergecke wand und verlor: Dort läge ein Kloster. Da würde er rasten und sich erquicken können. Dann grüßte sie freundlich und ging ihres Weges weiter.

Der Kriegsmann sah ihr nach, wie sie hoch und ruhevoll auf unhörbaren Sohlen so schwebend dahinschritt, daß der Saum ihres Gewandes kaum die Rispen am Boden niederbog. Ihm war, es wandere ein feiner Lichtschimmer mit ihr, der ein Widerschein des vergehenden Lichtes am Horizont aus ihren blonden Flechten sein mochte. Und sein in Nöten verkrustetes Herz fühlte Trauer und hilflose Sehnsucht nach einer Teilnahme von Jugend und Schönheit.

Dann wandte er sich dem Berge zu.

Er fand das Kloster, klopfte an die Pforte und wurde eingelassen. Schweigend führte man ihn in eine dämmerdunkle Halle, entzündete eine kleine Öllampe auf einem der schweren Tische und ging. Noch lag ein matter Schimmer vom versunkenen Tage durch die tiefnischigen Fenster herein und belichtete die Steinfliesen und nackten Platten entfernterer Tische zwischen tiefen Schlagschatten.

Während der Gast, auf der Wandbank sitzend, wartete, hörte er ein eintöniges Surren und bemerkte hinter einer spitzbogigen Tür zur Seite in einem kleinen, heimlich erhellten Gelaß eine blonde Frau, die vor einem Spinnrade saß und spann. Und als er schärfer hinblickte, nahm er mit Verwunderung wahr, daß um sie herum, über den Boden hin, auf einem Wandschränkchen hinter ihr, ja — über Schemel und Knie hinauf — in ihrem Schoße sich kleine huschende und geschwänzte Schatten bewegten, die er sich unmöglich anders denn als Mäuse deuten konnte. Sie setzten sich auf die Hinterbeine und machten Männchen. Sie sprangen über Hindernisse. Sie guckten der Spinnenden von der hohen Stuhllehne her über die Schulter; und eben jetzt glitt eine, als hätten alle es nur auf diesen einen Erfolg abgesehen gehabt, durch eine Armbewegung der Frau unterstützt, am Rocken hinauf und biß den Faden ab. Da gab es einen feinen klingenden Ton, als spränge Glas. Zugleich wurde das Licht drüben trüber. Die hohe blonde Frau stand auf und ging lautlos durch den kleinen Raum und verschwand.

„Eine Parze!" dachte der Gast und dehnte sich, als wäre er der Last der Erde bei dem klingenden Tönchen ledig geworden.

Es dauerte jedoch nicht lange, da öffnete sich am Ende der Halle eine Tür, die ganz im Dunkel lag, und die Frau trat heraus, kam auf ihn zu und setzte einen Zinnkrug mit Wein auf den Tisch und sich selbst auf einen Stuhl an seine Seite. Und er erkannte, daß es dieselbe Frau war, die ihn hierhergewiesen hatte.

Dessen verwunderte er sich, da jene doch in einer Richtung, die vom Kloster wegführte, ihren Weg fortgesetzt hatte, und er fragte sie, wie das zusammenhinge. Aber sie suchte sein Auge mit einem holden Lächeln zu gewinnen, daß es tiefer schaue, und antwortete nur in einem lässigen Nebenbei: „Was beunruhigt dich der Weg noch, wenn du Ziel und Ergebnis loben kannst? Für einen Wanderer bin ich immer zu Haus. Das ist mein Dienst." Damit trank sie ihm freundlich zu.

Da vergaß er des Sichwunderns und nahm alles hin als das, was unabwendbar ist. Und dankte und tat selber einen Zug. Der Wein aber rann ihm so wunderlich durch die Adern, daß die letzte

Not sich löste und er wie in Knabenzeiten nach wildem Spiel nur dachte, wie gut es doch sein müßte, jetzt auf ein Heulager oder ins frische Gras zu sinken, sich zu recken und zu strecken und traumlos einzuschlummern — einem neuen Tag entgegen. Offener, als wäre es ihm gar von daher eingegeben, schaute er seine Pflegerin an, und er fand mit Freude, daß sie ihm längst vertraut sei — ja, daß nicht eine ihm je vertrauter gewesen war als diese Frau.

„Nun sehe ich erst, daß du es bist, Gertrudis!" rief er. „Wie lange kennen wir uns doch! — Das war es also, was ich gleich vorhin auf der Heide fühlte. Mir wurde es nur nicht sofort klar, daß ich nach Hause kam. So weit von hier, meinte ich, läge euer Nachbarhof, wie es lange her ist, daß ich jung war wie du! Zweifel an mir selbst trübten mir den Blick — denn alt und rissig ward ich ja wohl, daß ich für dich kaum noch erkennbar sein dürfte. Du aber bliebst unverändert."

„Nun aber entnebelte sich dein Blick?" fragte sie scherzend.

„Freilich. Und seltsam ist es: als wäre auch in mir und zwischen uns nichts verändert, fühle ich mich als der gleiche wieder, über den jener Frühlingstag seine Blüten ausschüttete — gestern — oder gar erst diesen Morgen."

„Erst diesen Morgen!" stimmte sie zu und nickte beglückt und versonnen.

Er wiegte den Kopf. „Wie kam es mir denn nur so vor, als wäre ich verwittert und verhärtert in schweren Jahren und endlich marsch- und kampfmüde geworden?"

„Das waren Träume", lächelte sie. „Man träumt sie im Klee, wenn die Lerchen hoch oben unter den Federwölkchen hängen und jubeln. Das bange Blut träumt sie. Wie könnte eine Seele alt werden? Nur das Kleid wird mürbe und unansehnlich von vielem Gebrauch, bis es endlich verzundert, und man es wegwirft.

Er war überzeugt. „Es waren die Leute, die es anders sagten. Was wissen die Leute?"

„Nichts von uns andern", stimmte sie zu.

Er nahm ihre rührende kleine weiße Hand, die da nahe auf dem Tische lag, und sagte vertraulich leise: „Nicht wahr, als wir unter der Wildrosenhecke eng beieinander saßen, da war im Leben Sinn. Denn es war Freude. Die dauerte freilich nur eine kurze Stunde und kam nie wieder — in der Zeit. Aber außer der Zeit ist sie noch. Ich rieche noch die Rosen über uns und sehe die winzigen Mücken über den Heuhaufen spielen und — wie dein kleiner Fuß unter dem Kleidersaum vorpendelt. Da du meinen Blick dahin fühltest, gucktest du schnell und munter nach meinen Augen und errötetest, und unsere Hände fanden sich. Das war das ganze Glück. Und es war das Glück; und doch hatten wir so ernste und inhaltreiche Dinge besprochen.

„Freilich", nickte sie. „Du sagtest: wir pilgern zwischen zwei Vorhängen und wissen auf dieser Teilstrecke unseres Weges nicht Ziel noch Zweck, noch warum uns so und so geschieht. Wenn man dann einen andern neben sich pilgern sieht und spürt's, wie es ihn bis auf den Grund seines Herzens bewegt, so ratlos zu sein wie wir — da wissen wir es plötzlich, daß der ganze Weg Ziel und Zweck offenbaren werde und daß es Sinn und Gerechtigkeit in allem Geschehen geben muß. Ja, warum nun dann — das ist nicht zu verstehen, sagtest du. Aber die Erde ward uns süß davon."

Er dachte an das, ergänzte aber sogleich verdüstert: „Da ging dein Vater, der stattliche, reiche Mann, drüben am Waldsaum vorüber, und du liefst ängstlich fort. — Was das Leben mir seitdem brachte, war Umdunstung, war Schutt und Scherben, Schweiß und Staub und Stank, war Mord und Brand und Schuften ohne Sinn. Man lag auf hartem Reisig auf dem Rücken und der Alb saß einem auf der Brust, und es riß einen der Wirbel des Lebens durch Dornen und Nesseln, durch Schlamm und Geröll. Da gingen irdisch Gut, Ehr und Frieden und innere Erhöhung in die Brüche. Nur Narben behielt man überall. Und Schmutz, der einen bis über den Wirbel einkrustete. — Wir sahen uns nicht wieder, dünkt mich."

„Bis heute nicht — wo du aufwachtest."

„Und du — du dienst hier?" zögerte er hin.

Sie schüttelte den Kopf und hielt sein Herz wieder fest mit dem freien, milden Blick. „Ich bin die Äbtissin dieses Klosters. Du weißt es wohl nicht, daß mein Vater der mächtige Majordomus

von Aquitanien, Pipin von Landen, war?“ Dabei wuchs sie ordentlich in Würde höher, obgleich ihr Antlitz so heiter fortleuchtete wie bisher.

Er aber starrte sie an, denn er verstand sie nicht. Er wußte nichts von einem Aquitanien und hatte den Namen „Pipin“ nie gehört. Doch fragte er nicht, denn eben jetzt legte sich die Müdigkeit wie eine weiche Wolke schwerer über ihn. Es war ja auch ganz einerlei. Irgend etwas derartiges lag ja gewiß vor. Irgendwie waren die Dinge auf Erden ohne Frage miteinander verknüpft.

Nur eines empfand er noch eben: sein eigenes verdämmerndes Menschenlos.

„Ich war ein armer Kriegsmann“, nickte er. „Einem solchen geht es nun so auf Erden. Aber lange ist es her und längst ist alles überstaubt.“

„Die Wildrosen duften immer noch“, gab sie zuversichtlich und lächelnd zurück, stand aber sogleich auf, denn es waren noch zwei staubige Pilger eingetreten und saßen jeder an seinem Tisch wie Schatten hinter ihren Öllämpchen. „Nun sollst du schlafen gehen“, sagte sie und winkte ihm.

Da erhob auch er sich und folgte ihr.

Stattlich und schlank, schritt sie mit dem Lichte vor ihm her, und er sah immer, wie über ihren weißen Nacken hinab eine feine Lichtzinke lag, so heimlich, als entsprühte sie ihren blonden Flechten. Sie durchschnitt eine dünne wippende Lockenspirale.

Einen langen Gang mit vielen Türen ging es hinab. Eine schloß sie auf, und es öffnete sich eine enge dunkle Zelle. Darin stand ein schmales Bett — ein Kasten —, so lang wie er, und schwarz. Aber mit weichen reinen Kissen einladend, die dufteten. Weiße Rosen umkränzten es und rosa Heckenrosen quollen überall aus dem Rankengeflecht, das es überdachte.

Da legte er sich in wohliger Müdigkeit dankbar nieder, und sie breitete über ihn eine Decke, die war wie aus Rosen gewebt, während ihr ihm zugeneigtes Gesicht im Schein des Lämpchens lächelte.

„Zu Hause!“ flüsterte er und nickte ihr zu wie ein Kind.

„Schlaf nun!“ erwiderte sie und drückte einen Finger auf den Mund.

Er sah noch, wie durch die Finger ihrer kleinen rührenden Hand, die sie als Schirm vor die Flamme hielt, das Licht rosig hindurch schien — wie ihre Augen in den Winkeln glitzerten —, war's in schalkhafter Freude oder in fürsorglicher Mütterlichkeit? Dann wandte sie sich und glitt lautlos hinaus. Ein rötlicher Lichtschein auf der Tür und ihr Schattenriß darauf — und die Welt versank in Nacht und Schweigen und war dahin.

Recht und Unrecht, Not und Beschwerden, Kampf und Schmutz gab es nicht mehr.

Heilige Gertrud! Mutter aller heimatlosen Seelen! so betreue auch uns einst auf unserer Pilgerfahrt ins jenseitige Land!

BÄUME. ★ *VON AUGUST VÖLKER.* *Mit 4 Stein-Zeichnungen vom Verfasser.*

Wer länger durch deutsches Hügelland wanderte, dem ist wohl ein öfter wiederkehrendes Bild eindrücklich vor Augen: Hinter Tälern und Mulden mit Dörfern und scheckigen Fluren eine Höhe, auf der ein Baum oder eine Gruppe von Bäumen sich zeichnet, fest, massig, nicht zu übersehen.
Ein paar Wege steigen zu ihr hinauf und ziehen das Auge aus der Ferne schon zu diesem Gebilde hin. Und über die Dörfer, über das Netzwerk der Äcker, über die verschwimmenden Säume des Horizontes hinweg gleitet der Blick immer wieder zu der einen Höhe mit ihren Bäumen zurück.
Wie eine Burg, so erheben sie sich über dem Lande. Ziel der Sehnsucht, wandernden, suchenden Augen der Punkt, wo sie haften und bleiben, wo sie friedlich werden oder wo neue Wünsche sich lösen, — Wünsche in die Ferne, die unbekannte, nie betretene Ferne.
Einmal zieht der Wanderer wohl an solch einer Baumburg vorüber. Nun sieht er erst deutlich: Das ist ja nur einer oder es sind mehr. In all ihrer Macht, ihrem unbekümmerten Wachstum hat er sie jetzt sich gegenüber, und seine Augen messen staunend Krone und Stämme. — Er rastet. Ein Rasenplatz empfängt ihn zu ihren Füßen. Er sucht Schutz, und die hohen Wipfel rauschen ihr Sturmlied über ihn oder sie breiten sich still und geben ihm Kühlung und Ruhe.
Fast immer sind's Linden. Grasumbuscht alte Grenzsteine in ihrem Schatten. Wie ein Hauch längst veratmeten Lebens, jahrhunderteferner Geschehnisse weht es um die Stätte. Noch bis zum

heutigen Tag mahnt selbst den nüchternen Landmann ein stiller Glaube: Rühr' die Bäume nicht an! Einst war dies geheiligter Boden! — Und er fühlt die Pflicht, fällt einer der alten Wettergesellen, ihm einen Nachwuchs zu geben.

Im ersten Frühlicht solltest du einmal die Bäume sehen! — — Noch wie im Schlaf stehen sie, reglos und dumpf. Noch liegt es wie Nacht um ihr dunkles Geäst. Lautlos die Blattmassen, — traumverhangen, versonnen. — Du ziehst vorbei, und wie Weltendämmernsahnung geht es tief verworren dir bei diesem Bild durch die Seele.

Oder am Abend im letzten Rot! — Blau in Schatten getaucht schon das Land. Einsam ins Licht greifend nur noch die Bäume. Am Himmelsrand aber, hinter ihnen, getürmt Berg und Burgen, eine unendlich hehre Wolkenlandschaft — und in sie hineinragend das Baumgebilde, nicht mehr Bäume dieser Erde, nein, Bäume Gottes — im Paradies!

— —

Eine Linde am Dorfrand. — Zwischen Astbraun und Blattgrün breit rote Dächer, ein steiler Kirchturm. Mit stolzen, vor Fülle hängenden Wipfeln strebt die Krone zur Höhe. Jähe Windfaust riß einst ein gewaltig Stück Astwerk aus ihrer Spitze. Reich wie ein Fürst hat es der Baum verschmerzt und verwachsen und seine Arme nur noch weiter gestreckt und gedehnt. Überquellend schütten die ausladenden Flanken ihre Massen fast zur Erde hernieder. Kantig, voller Risse steigt in der Mitte der grünen Ballung der Stamm auf.

Sieh' ihn an, diesen Stamm! — Ist's nicht ein Wunder, solch eines Stammes Wachstum über der flachen Erde? — Eine Kraft, jäh und zäh, strotzt das aus dem weichen Boden heraus, — steht, unverrückbar, fest und eisern, wie ein Mann! Um sein Haupt aber ist's ein luftiges Leben, — ein grünes Wehen, Goldstreuen und Sturmsingen von Lenz zu Lenz.

Dick und wulstig quellen die Wurzeln über den Rasen heraus. Dorfkinder sitzen und spielen um sie. So sah der Baum Geschlecht auf Geschlecht; sah sie sich balgen und haschen, sah sie sitzen und singen und sich Geschichten erzählen, wenn der Mond rot und blank sich hinter dem Horizont heraufschob.

Unter seinen Zweigen geht der Blick frei ins Land. Man sieht die Straßen sich winden und in die Ferne hineinziehen, die Felder sich breiten, und das tätige Leben des Tags geht unter ihnen dorfaus und dorfein. Mit Heu und Korn schwanken die hohen Fuder vorüber, und jedes läßt dem Baume ein paar Halme seiner Last. Groß und Klein zieht vorbei mit Hacke und Karst, mit Sense und Sichel, und hundert Augen grüßen täglich die grünen Zweige, wie sie für den Herauskommenden breit den weißen Weg ins Feld überhängen oder wie sie bei der Heimkehr den Eingang zur Gasse überranken, gleichsam wie eine Girlande zum Willkommen.

In der Nacht aber steht der Alte, dunkel sich in den Himmel verlierend, wie mit verhaltenem Atem, ein Wächter, vor dem Dorfe und raunt, nichts Gutes dem Bösen, dem Freund jedoch ein trauliches: Nun bist du zu Haus!

— —

Im hohen Buchenwalde blickst du um dich. Welch wundersame Häufung — solch ein Wald! — Zu Hunderten, zu Tausend steht da Säule um Säule, — licht, rund, voll Saft und Leben und doch lautlos und stumm! — Dicht, immer dichter reiht sich's in die Tiefe, schließt dich vom lichten Draußen ab und ein und zieht die Blicke immer wieder in die Höhe, daß du ganz still wirst, nur noch Auge, — Auge für dies Stehen und Streben, für diese Steilheit, dieses Zeigen hinauf zur Höhe, wo über gabelnd-fingernden Ästen durch das hin und her flutende Grün das Licht des Himmels kaum noch einen Weg findet zu dir herein.

Und in all dieser Fülle glatten, strotzenden Lebens plötzlich dieser Alte, diese Ruine eines Baums! — Da steht er, zernarbt und zerrissen, mit einem Gesicht voller Furchen wie ein uralt Riesenantlitz.

Wie Augen, ungeheuer und voller Unheimlichkeit, gähnen schwarze Löcher tief aus seinem Leibe dich an. Knorren und Buckeln beulen sich fratzenhaft gehäuft übereinander. Bis weit hinauf bedeckt graugelber Schorf die einst so pralle Rinde. Und gierige Moosfinger greifen an den wie

krampfhaft gekrümmten Flanken empor, als suchten sie den Gewaltigen herabzuzerren in ihr am Boden hinkriechendes Reich.
Ein Unhold, dräut er. Jammer und Ehrfurcht ergreifen dein Herz. Denn es ist um ihn geschehen. Er kommt von seinen Wunden nicht wieder auf. Kinderschreck, Merkzeichen für Mensch und Tier, wird er stehen im Kreise der Jugend, wird noch Jahrzehnte so stehen, bis auch sein letztes Reis tot und er verdämmernd zu Boden sinkt.

Wie von gewaltiger Faust aus dem Bergwald an den Rand einer steilen Klippe hinausgeworfen, hängt über dem Tal eine Buche.
Zwischen Felsscharten mit ihren Wurzeln eingekrallt, krümmt sie sich windschief, geduckt an den Berg. Buschig windet ihr kleines Gezweig sich hier dicht über dem Boden an der Lehne hinauf; dort züngeln die Äste, gefleckt und getigert, gleich Schlangen über- und untereinander hinaus in die Luft.

Gibt's etwas Sprechenderes als diesen Baum? — Steinhart der Stamm, bebuckelt, beringt wie mit einem Panzer, erzählt er von einem unendlichen Kampf. Aus seinen Zügen ist es zu lesen, was ihn gestählt und wem er getrotzt. Vom Eisglast der Winternacht würdest du hören wie von der Julisonne dörrendem Brand; von Herbststurm und Wolkenbruch, die an ihm zerrten und rissen, den Atem ihm nahmen, ihn loszubrechen drohten von seiner Klippe. — Doch auch von der Mondnacht, die weich und mild an den Talhang sich schmiegte und ihm mit ihrem still rieselnden Licht einmal die Panzerung löste, daß er der Ruhe sich gab, daß er träumte und schlief. Und von des warmen Sommerregens alles tief sättigender Feuchtigkeit wie von der nährenden Kraft des Bergbodens, die die suchenden Wurzeln doch überall zwischen den Felsen gefunden.

Auf niedersächsischer Erde. — Zwischen Knickwänden ein Weg, darüber sich Eichen breiten, schwesterlich sich von hüben und drüben die Hände zu reichen. Welche Kronen, welche Stämme! — Von dunklem Efeu ihre Glieder umbuscht. Phantastisch geformt, ragen sie über den Knick. Sieh hier eine alte, verhutzelte Palme; dort ist's eine Pinie mit breit ausladendem Schirm. Den einen umgibt der Efeu gleich einem schützenden Mantel, den andern Baum hat er erstickt, so daß nur noch kahle Äste sich kümmerlich in die Lüfte aufrecken. Voll Majestät schließen zwei dort und wieder zwei sich zu einem hohen Bogen zusammen. Wie unter einem Triumphtor gehst du hindurch. Nimm die Farben hinzu: — Dieses Schwarzgrün, das wie mit Purpur gesättigt ist, dazu durch das Buschwerk schimmernd gelbes Korn, roten Acker und einen Himmel darüber, von tiefreinem Blau, wie es nur diese vom Salzwind der nahen See gereinigte Luft haben kann, oder nimm den schweren Zug düsterer Wolken hinzu: — Niedersächsische Erde mit der tief eindrucksvollen Sprache ihres kraftverhaltenen Wachstums, das doch so reich, so vielgestaltig ist! — Als das Symbol dieses Wachstums, dieser Erde aber betrachte die Eiche. Sie gibt dem Lande Gesicht und Charakter, mag sie nun allein stehen oder in Gruppen, in Reihen oder als Wald oder Hain.

Im Park von Ivenack. — Ich kam von Stavenhagen, es war Herbst und stürmte. Nach vielem Zerren, Kämpfen mit dem Wind stand ich endlich vor dem Gatter des Wildparks und betrat den Wald, der schon von weitem orgelnd, brausend mir seine Kampfnot entgegenstöhnte.

Nun zwischen den Bäumen, war ich geborgener. Aber die Gewalt des Sturmes ward hier nur noch offenbarer. — Das bog und beugte sich um mich, das drückte sich mit den Ästen tief herab. — Ein Stoß drauf warf alles durcheinander: — Geschlage und Gequirle, Schütteln, Bäumen rings, wie Roßgetummel einer Reiterschlacht! — Und wieder Schleifen, Drücken, Biegen, ein Wogen auf und ab. Nun stob's durch's Unterholz, als bräche Hui! und Ho! die wilde Jagd quer über das Gatter. — Ein Knacken, Krachen, Blattgestiebe, — Astbrechen, Stürzen, dumpfer Prall! — Und immer dieses große Orgelbrausen, als rauschte gleich hinter dem Walde das Meer vollufrig gegen steilen Strand.

Ein Lichterwerden. — Größere Stämme, weitere Räume! — Da stehen sie, nahe beieinander, vor einem Hintergrund von Unterholz und jungen Stämmen, die alten Eichen, elf der Riesen, die älteste an tausend Jahr und mehr! — Ganz grüne darunter, andere verdorrt, ganz oder bis auf ein paar Reiser, die ihre satte Farbe noch immer in das Herbstbunt ihrer jüngeren Umgebung mischen. Faustdicke Borke, Risse, daß du bequem den Arm darin verbergen könntest, — fahl-nacktes Holz mit Knochenspießen oder mit Löchern, Spalten, daß du in ganzer Größe selbst darin verschwinden kannst.

Ein Sonnenstreif! — Jäh jagt er auf die ungefügen Leiber. — Gespenstisch geistert's vor den Augen auf: — Urlaute meinst du plötzlich aus dem Sturm zu hören, in tiefstem Basse dröhnt es orgelnd her — der Vorzeit Urgetiere, stehen die Eichen plötzlich da und starren, — nordisches Urgetier! — In ihrer Mächtigkeit und Größe, in ihrem Riesenernst, der grandiosen Häufung an dem einem Ort sind sie es wirklich, diese Eichen von Ivenack!

— —

Welt ohne Bäume! — Wie arm wärst du! Um wieviel Vertrautheit, Schönheit, wieviel Freude gekürzt bist du, wo sie dir wirklich fehlen!

Freund und Vertrauter, jeder Baum kann es sein! Magst du ihn nun oft vor die Augen bekommen oder im Wandern ein einzig Mal vorüberziehen.

Dort taucht er in der Ferne auf. Das Auge hängt sich an seinen Umriß. Aus seinen Formen, seinen Zügen ist zu lesen wie aus Menschengesichtern. „Bäume sind Menschen." — Aus einem jeden spricht eine Seele; die redet von Gott und der Natur. Verstehst du nicht, was sie sagt, so liegt es an dir. Du hast keine Augen, keinen Sinn mehr für ihre Sprache.

Deine Urahnen hatten ihn, diesen Sinn. Sie nahten sich den Bäumen mit Ehrfurcht und Liebe. Ihr Leben war mit dem Leben des Baums und des Waldes auf das innigste verknüpft. Unter Bäumen, im Hain fühlten sie die Gottheit sich nahe. In uralten Bäumen verehrten sie sie.

Und was hältst du von den Bäumen? — Dir sind sie alle nur „Bäume"! — Und sind doch deiner Stimmungen, all deiner Freuden und Leiden allerwürdigste Träger und feinste Spiegel.

Welch armen Gesellen bin ich auf fernen Wegen schon vorbeigestiegen, auf Höhen, an Bergrändern: Kümmerlich an den dürrsten Boden geklammert, verduckt und zerrissen, verkrümmt und zerzaust, so redeten sie von all ihrer Mühsal und Pein, von Wettern und Winden, die gar nicht gut mit ihnen sind. Und hielten auf ihrem Fleck Erde doch aus, daseinsfroh, sich selbst genug, wenn Sonne und Wind ihnen hold, — stark und ergeben, wenn die Stürme sie quälten.

Und welche Fürsten sah ich schon stehen im breiten Feld, — groß, stolz und herrschgewaltig! Hoch reckten sie in die freien Lüfte das Haupt, hoch über alles, was um sie war.

Einsam, ein tragischer Held auf verlorenem Posten, dunkelte vor fernen Waldsäumen über dem Abgrund ein Andrer. Jede Linie herber Trotz und grandiose Verlassenheit. Ein Jauchzen und Jammern zugleich war dir um ihn in der Seele.

Und dann wieder die hohen hellen Buchen am Waldrand! — Aus überströmender Fülle schütten sie ihren Reichtum heraus über Wiese und Feld. Fallend und drängend, in licht wogenden Massen,

so schickt Ast für Ast seine Blätterflut aus dem Gedämmer des Inneren hervor: Wie reich wir! Wie reich! Wir wissen uns nicht zu bergen vor Fülle und Drang!
Oder die großen mächtigen Alleen, die Alleen der Linden, der Eichen, der Rüstern, der Pappeln! — Nicht zu nennen der Reichtum, der sich da reckt, dehnt, wuchtet über Flachland und Berge.
Oder laß es Obstbäume sein, junge Bäumchen in Blüte, verkrümmte, schiefstrebende alte Gesellen, kahl oder im Laub, — Kiefern, verstrüppte Lärchen: — Immer ist ihre Reihung wie eine Folge von Tönen, die herrschend oder sich schmiegend, heroisch oder weich über das Land hin erklingen und durch Gleichmaß oder durch Wechsel deinen Sinn hochreißen oder ihn mild in die Ferne hineinführen.

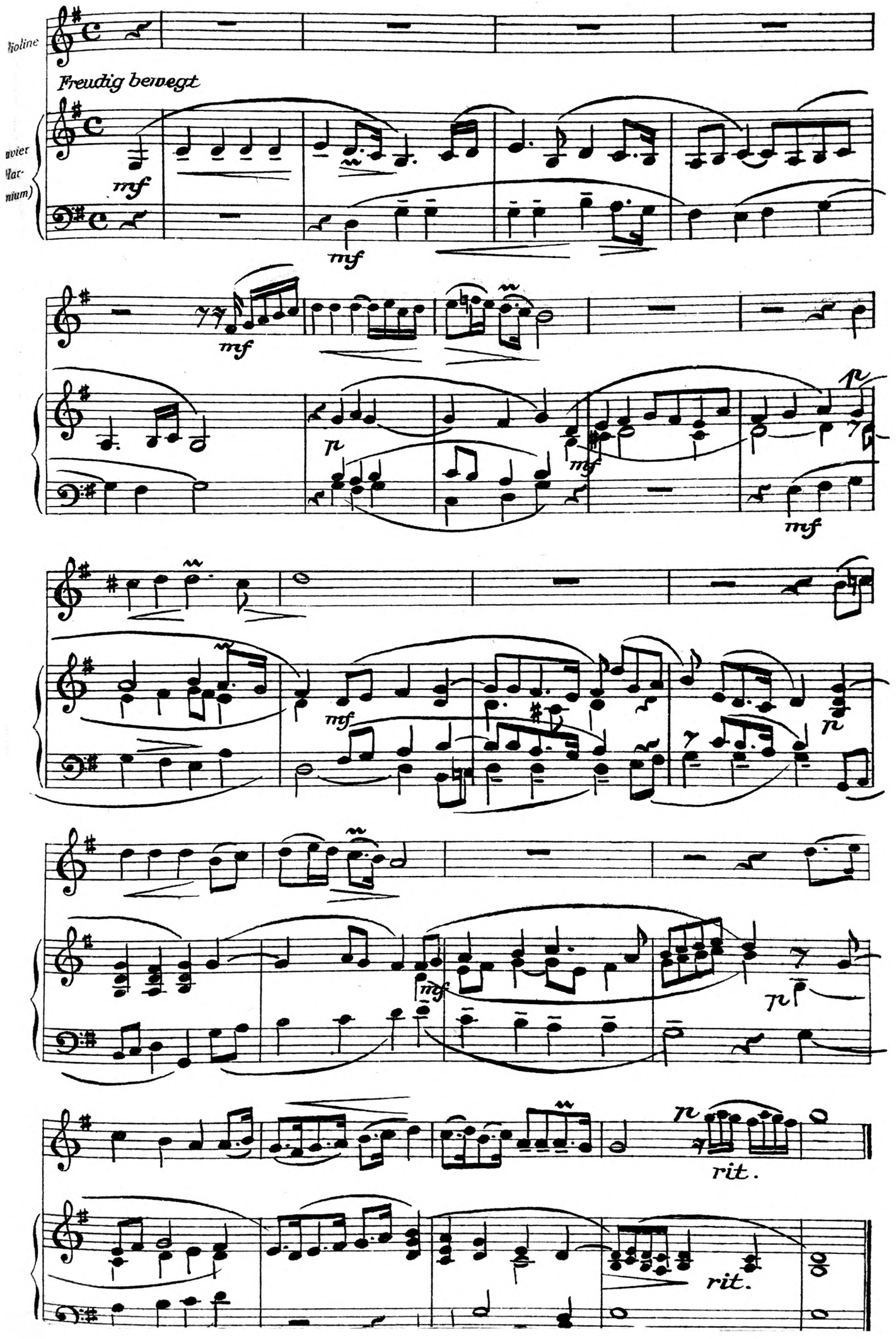
— —

Denk' dir die Bäume hinweg! — Was wäre die Welt ohne Bäume!

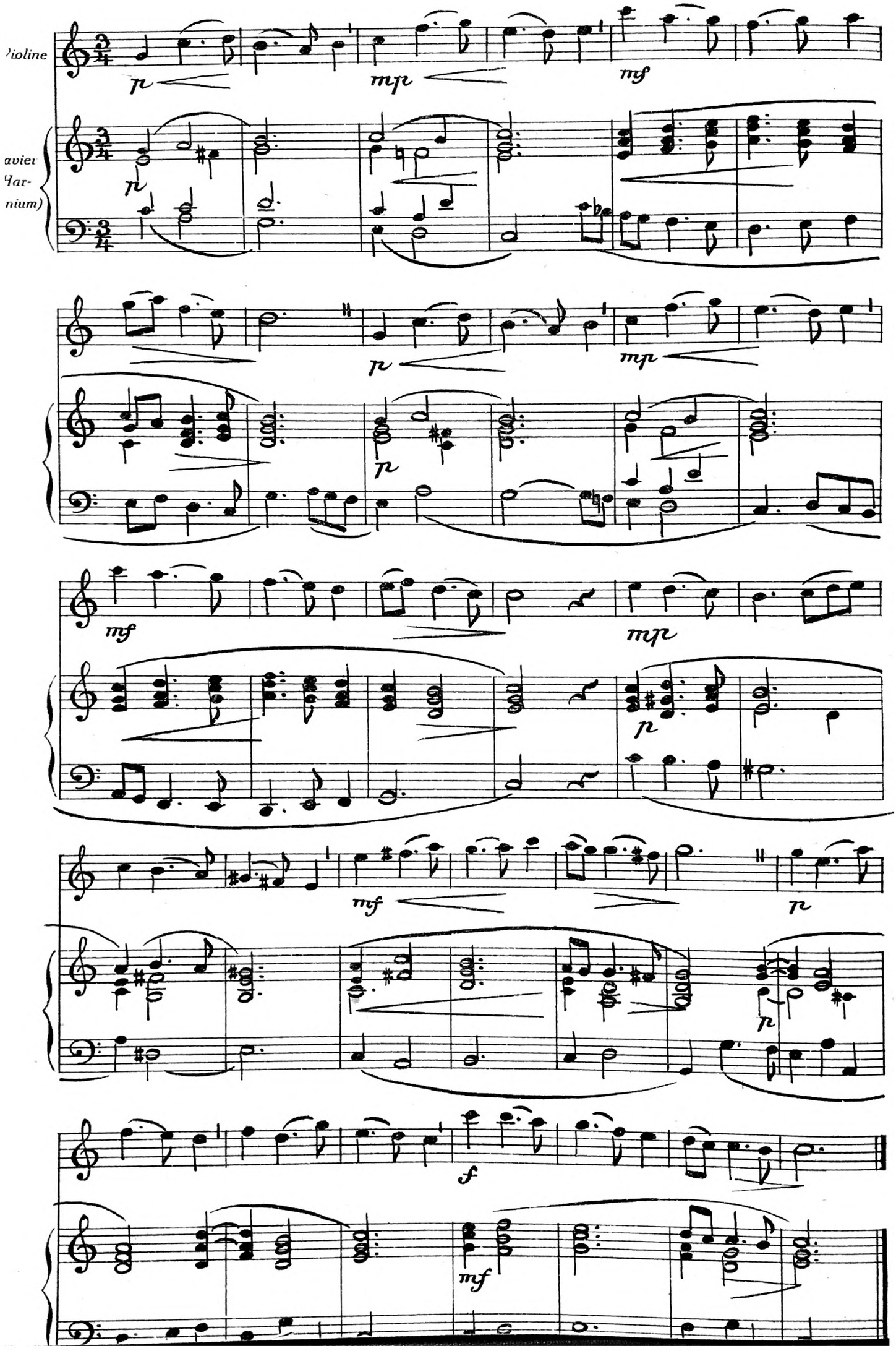
ZWEI STÜCKE VON DIETRICH BUXTEHUDE

für Violine und Klavier (Harmonium) bearbeitet von Wilh. Stahl.

a) Weihnachtschoral „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich".



b) Adagio aus einer Trio-Sonate für Violine, Gambe und bezifferten Baß



JÜRGENS BERUFUNG. ★ VON GEORG KLEIBÖMER.

Ein Romankapitel.

Im neuen Jahr hatten die ersten heftigen Stürme des Vorfrühlings ausgetobt, da machte sich Jürgen reisefertig. Noch wußte er nicht, wie er fahren sollte. Er rechnete damit, daß ihm falsche Pässe für einen Dampfer in Holland oder in Norwegen gegeben würden. Aber nichts davon. Er verabschiedete sich von Hella, die nun vielleicht ein Jahr lang nichts von ihm hören würde, und fuhr fort. Niemand wußte wohin.

Eins jener geheimnisvollen Schiffe war wieder ausgerüstet worden, die von deutschen Männern hindurchgeführt wurden durch die wachenden feindlichen Posten, und die im fernen Weltmeer dem Feinde unendlichen Schaden zufügten. Ein solches bestieg Jürgen zur Nachtzeit an entlegener Küste und fuhr davon, um in Südamerika ausgeschifft zu werden.

Anfangs war Jürgens Geist erregt. Sie fuhren ins Gewässer hinein, das von suchenden feindlichen Wachtschiffen wimmelte. Jürgen wußte nichts von den Straßen auf den Meeren, er ahnte nicht, ob ihr Schiff klug in entlegene Teile auswich oder keck den Feinden entgegenfuhr. Er wußte nur und fühlte nur, wie täglich und stündlich ihr Leben ein Abenteuer war. Er fragte nicht; niemand fragte viel. Ihre Lippen waren fest geschlossen, ihre Augen sprachen mehr. Der Kapitän war wie ein starrer Fels. Aber alle hatten unbeschränktes Vertrauen zu ihm. Lachte er mal in sich hinein oder zogen sich nur die Mundwinkel zu einem stillfreundlichen Lächeln, so gings übers Schiff: „Er hat sie wieder mal angeführt!" Und nach Stunden wurde dann von einem zum andern weitergetragen, wie klug der Kapitän die Feinde betrogen hätte.

Jürgen und der Kapitän sprachen anfangs nicht viel mehr miteinander, als die Höflichkeit ihnen gebot. Und das war in Seemannskreisen wenig genug. Keiner hatte Lust, unnützliges Zeug zu reden. Sie sahen sich von der Seite beobachtend an. Bis sie nach Tagen fühlten, daß sie zusammen gehörten. Auch da noch ließ jeder den andern seiner Wege gehen. Aber sie waren Freunde geworden, ohne sich etwas davon zu gestehen, und was sie sagten, klang herzlicher.

Jürgen saß viel in seiner engen Kabine. Da las er unausgesetzt in der Bibel oder stützte den Kopf in die Hände und sann vor sich hin. Wurde ihm der Raum zu eng, so lief er auf dem Schiff hin und her und sprach leise vor sich hin. Der Kapitän, der meistens auf der Brücke stand, sah ihm von oben zu und merkte wohl, daß er es mit einem seltsamen Geist zu tun hatte, der die Welt mehr in sich als um sich suchte. Hatte der Funker eine wichtige Nachricht aufgefangen, so rief der Kapitän den Umherschreitenden wohl leise an und meldete ihm von großen Erfolgen an der Westfront. Dann leuchteten Jürgens Augen wieder in Stolz und Freude auf; denn er sah die Kameraden im Geiste vorwärtsdringen und gedachte der Fülle von Mannesmut, der sich in diesen Tagen auf Frankreichs Boden zeigte. Er fühlte sich wieder als Soldat zwischen den stürmenden Kameraden. Dann klang aus der Freude der ganzen Besatzung die Zuversicht: Nun wird Deutschland doch den Endsieg erringen, und dann sind alle die unzähligen Opfer bezahlt! Und sofort zogen ernste Schatten über Jürgens Gesicht, und er sagte wohl unvermittelt zum Kapitän: „Wenn wir siegen, so legt Gott eine gewaltige Verantwortung auf das deutsche Volk. Wir werden die Herren der Erde sein und für das Wohl aller Völker die Verantwortung tragen. Können wir das? Können wir das Licht der Welt sein? Mir scheint, unsere Flamme ist unrein von Rauch."

Der Kapitän, dem solche Reden ganz fremd waren, sagte dazu: „Ich denke, daß die Leistungen des deutschen Volkes in diesem Kriege bewiesen haben, daß es berechtigt ist, die Vorherrschaft in der Welt zu führen."

Jürgen ging dann schweigend weiter und dachte seine Gedanken weiter.

„Sind wir das auserwählte Volk? Ist Gott mit uns zufrieden?" Dann wieder grübelte er in sich hinein, ob vielleicht nur er alles schwarz sähe und ungerecht urteile über — über? Hier hakte sein Gedanke fest. Über sein Volk, meinte er ja nicht; denn was ihm schlecht und sündhaft schien,

das war ja nicht nur das Leben des deutschen Volkes, sondern alle europäischen Völker waren daran gleich beteiligt, und Amerika nicht minder. So galt hier also gar nicht die Entscheidung, daß Gott dem würdigen Volke den Sieg geben müsse nach seiner Gerechtigkeit. Es galt nur — ob Sieg oder Nichtsieg —, den neuen Weg zu zeigen. Und nun suchte er wieder und fand nicht, was er suchte.

Die enge Kabine, in der Jürgen den ganzen Nachmittag und Abend gesessen hatte, schien ihm zu kreisen, so hatte er seinen Geist zerdacht. Da trat er hinaus in die Finsternis und tastete sich nach dem Hinterdeck. Auf eine der festverschlossenen Luken sprang er, weil viel Wasser über Deck ging. Langsam erkannten seine Augen aus dem schwarzen Nichts ein Nachtbild: Weiße Streifen rauschten heran, oft höher als er selbst. Daran erkannte er die Wellen, in die das schwere Schiff eingebettet lag. Und allmählich unterschieden seine Augen die weißen Streifen hintereinander wie gepflügte Ackerschollen, und zuletzt erkannte er, daß der Nachthimmel doch ein wenig heller war als das schwarze Wasser. So fand er den Horizont.

Da erstand auf dem Wasser ein rotes Haus. Jürgen staunte.

Er hatte irgendwo dieses Haus schon gesehen. Ja, in seiner Seminarzeit hatten die Freunde ihn einmal darauf aufmerksam gemacht. Bei einer Volkszählung hatten sie dort, — wieviel waren es gewesen: sechsundvierzig? Jürgen meinte, sie hätten gesagt, daß sechsundvierzig Familien in diesem Hause wohnten. Aber es war nicht größer, als wohl ein behäbiger Bürger von Wohlhabenheit sich eins für seine Familie baut. Und es unterschied sich wenig von andern Häusern: rote Backsteine und spitzer Giebel, schwarzes Pappdach, so stand es zwischen andern Häusern. Und nun stand es da plötzlich auf dem schwarzen nächtlichen Meere. Immer noch.

Rot glühte es, es brannte in sich. Aber nicht mit Flammen. Wie zitternde Hitzwellen legte sich ein gelber Kranz um das rote Haus. Und nun hob es sich, stieg hinauf gegen den schwarzen Himmel. Unter ihm lag die alte liebe Stadt, und weiter breitete sich unter dem roten Hause die ganze Welt aus, so weit man Schornsteine baut und Schienen legt. Von dem Hause aber ging ein schauriges rotes Licht aus, das legte sich über diese ganze Welt unter ihm.

Und nun begann aus dem gelben Glorienkranz bläulichstinkender Schwefel und brennendes Pech und siedendes Öl herunterzuträufeln auf die Welt, und Kugeln sausten hinein in die Städte und waren schaurig zerreißende Bomben.

Da schrien die erschrockenen Bürger hinauf zum Himmel und haderten mit Gott, weil er zugab, daß alle ihre stolzen Werke vernichtet wurden.

„Warum? Was taten wir?“

Aber der Schwefel träufte stärker, und die Pechperlen fielen dichter, und das Wehklagen der Bürger wurde dringender.

Da erscholl Gottes Stimme vom Himmel:

„„Kennt ihr dieses Haus?““

Und die Menschen starrten hinauf zu dem rotglühenden Hause und riefen:

„Wir kennen's nicht; wir wissen nicht, was es soll.“

Aber Gott sprach:

„„Hab' ich es denn aus der Wüste oder Einsamkeit geholt? Hab' ich es nicht vielmehr mitten heraus genommen aus euren Steinstraßen? Ihr kennt es, denn ihr seid Nachbarn diesem Haus gewesen. Ihr kennt es, denn ihr habt die Brut, die aus diesem Hause hervorging, auf den Straßen geschimpft, wenn sie euch mit Steinen bewarf; ihr habt sie in den Schulen gehabt, ihr habt die Gesetzeshüter wie oft hineingeschickt. Ihr kennt es, denn bei jeder Volkszählung erinnert ihr euch seiner. Ihr kennt es; denn ihr habt die Männer herausgeholt und in die Gefängnisse gesteckt, und die Mädchen habt ihr zu eurer Lust gebraucht. Ihr kennt es, sage ich euch. Aber ihr habt gedacht: Es hat den rechten Abstand von der Straße, die Hausnummer ist an der linken Seite aufgemalt. So hat es allen Gesetzen sich gefügt und darf da stehen. Die aber drinnen wohnen, mögen selber zusehen. Sie gehen uns nichts an.““

Da verstanden die Bürger Gott nicht, und sie verzweifelten an seiner Allweisheit, da er sie mit Pech und Schwefel verderben wollte; sie aber hatten gerecht und brav gelebt.

Über ihr Mißverstehen aber ergrimmte Gott von neuem, und er ließ das Verderben mächtiger über sie regnen, und seine Stimme klang wie Sturm:

„„Hab' ich dieses Haus erglühen lassen von meines Herzens heiliger Wärme, und ihr fühlt noch nicht eure Schuld? So seid ihr reif, daß ich eure Welt vertilge. Habe ich euch nicht nackt geschaffen? Ein ewig wiederkehrendes Zeichen, daß ihr vor mir gleich seid? Wie habt ihr denn die Menschen geteilt? Habe ich euch nicht eine Sprache gegeben, eines Herzens gleichen Takt, und eine Liebe zum gleichen Lande, aus dem ich eure Vorfahren erwachsen ließ? Wie sind denn eure ganzen Gedanken nur euer Eigenwohl gewesen und nicht das Wohl eurer Nächsten? Habe ich nicht eine göttliche Seele auch in die Menschen dieses roten Hauses gelegt? Was habt ihr meinen Odem in diesen Elenden mißachtet?““

Und Jürgen sah einen feurigen Regen niedergehen auf alle Welt und alles verzehren, was die Menschen mit Stolz gebaut hatten, und nur noch nackte Menschen beschien das Licht vom roten Hause.

Da ertönte noch einmal Gottes Stimme wie ein kurzer Donnerschlag, und das Feuer versiegte:

„„Nun gebe ich euch noch einmal Zeit, neu zu bauen. Vergeßt mir nicht die Menschenseelen!““

Dann faßte er das brennende Haus und zog es liebend an seine Brust, mit sich hinauf in den Himmel.

Jürgen aber stand, und sein Auge gewöhnte sich langsam ans Dunkel. Da sah er weiße Streifen hintereinander wie gepflügte Ackerschollen, und er unterschied das Meer und die Himmelskuppel. Da tastete er sich zurück in seine Kabine. Die kreiste um ihn. Er wollte sich niederlegen zum Schlaf, aber eine Stimme sprach zu ihm: Schreibe! Da schrieb Jürgen die ganze Nacht und sah nur ein helles Licht, um das kreisten in Ringen die langsam dunkler werdenden Schatten.

Von nun an ging Jürgen wie im Traume über das Schiff. Sprach er gleich mit den Menschen, die um ihn waren, so trafen diese Worte doch nicht seine Gedankenwelt. Die war verschlossen wie ein Heiligtum. Nun gab er alles Grübeln und Sinnen auf. Er hatte erkannt, daß die Wahrheit und ihre Erkenntnis kommen ohne Mühe und Suchen.

Aus der gefährlichen Nähe Englands waren sie längst entwichen in die weiten Gewässer des Ozeans. Nach Süden ging es in schneller Fahrt. Noch viele Tage würden sie nichts anderes sehen als eine Farbe: blau, und eine Linie: den Horizont. Und ewige Sonne auf dem unendlichen Wasser.

Jürgen saß wie so oft an der Spitze des Schiffes auf einer Rolle Schiffstau und sah in die blaue Weite hinaus. Nichts in der Ferne, keine Rauchfahne eines Schiffes, kein dunkler Streifen einer Küste.

Da trieb ihn eine Unruhe wie ein Befehl, nach hinten zu gehen an das Heck des Schiffes. Auch da nichts als das aufgewirbelte Wasser im Streifen hinter dem Schiffe.

Plötzlich stand ganz nahe dem Schiff, als wären sie vor einer Stunde erst von dort abgefahren, eine Küste, und eine große Stadt ragte da auf. Ganz deutlich war jedes Haus und alles Leben zu erkennen. Jürgen hörte wie aus einem Schlaf heraus Stimmen über das Schiff: „Eine Luftspiegelung! Eine Fata Morgana! Weiß jemand, was für 'ne Stadt das ist?“

Jürgen aber schaute um die ganze Großstadt herum und sah noch rings die angrenzenden Äcker. Wie schwarze Ameisen wimmelte es auf den Straßen. Um den Gürtel der Stadt aber sah er schwarze Gesellen, auch wie Ameisen fleißig schaffen, die wollten Mauer um Mauer, Ring um Ring, Häuserkreis um Häuserkreis um die große Stadt herumlegen. Wie aber so geschafft wurde, kamen andere schwarze Gesellen wie Ameisen verstört aus ihrem Bau heraus, wimmelten in den engen, halbdunkeln Steinkanälen, den Straßen, umher, krabbelten in den hohlen Steinmassen, den Häusern, endlose Treppen hinauf, bis sie auf die Dächer kamen. Da standen sie und weiteten die Brust, atmeten tief und schwer und breiteten sehnsüchtig die Arme aus nach der Sonne, die noch im Westen am Himmel stand, aber nicht mehr in die Straßen dringen konnte, und nach den grünen Feldern

und nach einem blühenden Apfelbaum, auf dem eine Drossel sang. Da weinten die armen schwarzen Gesellen auf den Dächern vor Glück, denn sie meinten, dieser Anblick würde nur Auserwählten einmal im Leben von Gott geschenkt.

Da erbarmte sich Gott ihrer Sehnsucht nach Licht und Erde, und er sandte seinen Erzengel mit dem Flammenschwert herab. Der schritt mit gewaltigen Schritten um die Stadt und trieb alle die schwarzen Gesellen vor sich her, die da noch einen Ring um die Stadt legen wollten.

Nun riß er mit seinem Schwerte einen Graben um die Stadt. Dann flog er in weitem Kreise um die Stadt und bannte alles Land, daß niemand es wagen dürfte, jenseit des Schwertgrabens im Bannland ein Haus zu bauen.

Als aber der Strom der schwarzen Gesellen hinter dem Erzengel herzog, um zu schauen, wie er den zweiten Schwertgraben in weiter Entfernung zog, da fuhr Gott herab in die Menschenmasse und sprach zu ihnen:

„„Alles Gute und Edle der Menschheit ist entsprungen aus dem stillen, frohen, sicheren und gesegneten Leben der Familie, der Sippe. Aber ihr habt das Höchste und Köstlichste, die Menschenseele, nichts geachtet, sondern an tote Werke eure Liebe gehängt. Da habt ihr die Sippe vergiftet, als ihr in blinder Gier nach rollendem Geld ihr das Heim genommen habt und den Erdboden, aus dem allen lebenden Wesen die Kraft ersprießt. Ihr habt den Menschen mißachtet! Er war eurer Arbeit nur eine Zahl. Nun aber will ich mein Volk zurückführen zum Glück. Drum sollt ihr die großen Städte abtragen und von den Steinen Wohnungen bauen draußen, wo sie die Halme wachsen und meinen Sternenhimmel sich wölben sehen. Was ihr aber bis gestern sündigtet, das könnt ihr nicht bis morgen auslöschen. So gebe ich euch fünfundzwanzig Jahre Frist. Also daß alle, die von nun an geboren werden, die sollen ein Heim finden, wenn sie eine Sippe gründen werden. Wer aber noch weiterbaut an den großen Städten, dem soll alles Elend, das daraus erstehet, auf die Schulter gelegt werden als eine Schuld, bis er darunter zusammenbricht.““

Woche um Woche war vergangen, und schweigend fuhren die deutschen Männer auf dem Meer und hielten scharfen Ausguck. Sie fingen fremde Schiffe und lachten. Und fuhren wieder weiter, und ihr Funker meldete täglich, wie sie gehetzt und gesucht würden von den Feinden. Aber ihr Kapitän ließ sich nicht fangen. Denn er hatte noch eine Aufgabe in Südamerika.

Ein Unwetter kam auf.

Leise prickelten feine Tropfen an Jürgens Kajütenfenster; hin und wieder schlug der Wind sie härter gegen die dicke Glasscheibe. In Jürgen war eine gewaltige Unruhe. Er hatte seinen Geist wieder wund gedacht an der Verworrenheit der Parteien in seinem Volke. Und er kam zu keiner Klarheit. Da hoffte er, daß Gott ihm klare Einsicht geben möchte. Ein kurzer harter Donnerschlag antwortete seinem Wunsch. Da fühlte er sich hinausgezogen in die heulenden Windstöße, die sich im Getau schnitten. Der Kapitän auf seiner Brücke sah ins Wetter und riet Jürgen, im Trockenen zu bleiben. Der aber bat um einen Ölrock und einen Südwester und mühte sich nach der Spitze des Schiffes, das tief in die Wellen hinunterstieß und dann wieder die hohen Wellen zerschnitt, daß der Gischt überspritzte. Da stand er wie eine Säule. Der Kapitän aber schüttelte den Kopf und dachte: Er ist wieder besessen.

Jürgen hörte nicht des Sturmes Toben, das an ihm riß, fühlte nicht das Wasser, das ihm übers Gesicht klatschte, merkte nicht den Regen, der strichweis übers Deck fegte. Er sah nur den Himmel. Da stand eine große Wolke mit zerrissenen Rändern vor der Sonne, als deckte sie das himmlische Licht mit ihrem Leibe. Die Wolkenränder aber glänzten in leuchtendem Gold und verrieten die Pracht, die dahinter verborgen war. Aber auf allen Seiten des Himmels raste schwarzer Wolkenrauch. Man sah keine Grenzen zwischen den tobenden Meereswellen und dem Wolkengewühle. Tausend Wellen sprangen und lechzten aus der grauen, weißschäumenden Tiefe hinauf in die Wolken hinein, als wären sie der Pulsschlag und das Leben, die sie dem Wolkengetümmel einhauchten. Der Wolkenrauch aber schoß zusammen von allen Seiten des Himmels und ballte sich zu einer

Riesengestalt; die hatte einen Hammer in der Faust erhoben und richtete ihn gegen die Wolke vor dem Licht.

Da fuhren Lichtbündel aus hinter der Sonnenwolke her, die schossen auf die Riesengestalt, daß die Wolkenfetzen davonstieben. Aber sie ballten sich immer wieder zusammen. Aus der Lichtwolke aber tönte es wie klingendes Licht: „Wir wahren das göttliche Licht. Überdeckt es die Finsternis, so bricht das Chaos herein über die Welt! Sind wir nicht groß wie die stürmenden Feinde, sind wir doch stark durch das Licht, das wir hüten!"

Nun hatte sich alles Wolkengetüm am Himmel vereinigt, und in Wut und Erregung fuhr es auf und reckte den Hammer. Und die hunderttausend Wellen leckten hinauf und schrien mit im Chor der brodelnden Welt. Furchtbar hob sich der Hammer, und die Wolkengestalt rief hinauf zur Lichtwolke: „Die Welt ist unser! Nun ist aus Millionen Willen ein Wille geworden, dem alles erliegen muß. Und auch du mußt uns weichen, trotzende Lichtwolke. Warum hast du unserm Schreien und Sehnen widerstrebt? Nun führt Hunderttausendkraft den Hammer und wird dich zerschmettern!"

Da hub ein Weltenkampf an zwischen dem Licht, das in Blitzen herauszuckte, und der Hammergestalt, in der sich die Kraft der tobenden Wellen und der sausenden Wolken vereinigte. Da krachten die Wellen um das Schiff und gierten hinauf zum Himmel; da sausten die Sturmböen, da jubelte das Chaos in wilden, stürmenden Wolkenfetzen. Aber da sprühten auch Blitze und polterten Donner, daß die Wolken zitterten und die Wellen sich duckten. Und ein Wolkenbruch, der alle Welt ertränken wollte, sauste herab, so daß kein Himmel und kein Meer mehr zu sehen war.

Jürgen aber stand wie festgebannt und rief in das Chaos hinein: „Herr, das war der Kampf, den ich so lange in meiner Brust kämpfe. Mein Fühlen trotzt mit den Hunderttausend, und mein Sehnen zittert um die Lichtwolke. Klarheit suche ich, Herr, Klarheit!"

Da riß mit Macht das ganze Gewölk entzwei, blendend überstrahlte die Sonne Wolken und Meer, so daß Jürgen die Augen schließen mußte vor so viel Licht. Und eine Stimme sprach:

„„Ich will dir Klarheit geben. Höre! Ich rufe sie zum Gericht!""

Da tat sich vor Jürgens Augen die Herrlichkeit des Himmels auf, und er sah hinter den Wolken die Stufen von Gottes Thron sich auftürmen. In der Höhe aber war blendendes Licht, das sprühte wie eine Sonne, und eine Stimme tönte aus der Fülle des Lichts. Nun sah Jürgen von der einen Seite heranschreiten einen langen Zug von Bürgern. Die trugen ein jeder auf der Hand ein kostbares oder großes Werk, um es auf die Stufen zu Gottes Thron zu legen. Und sie neigten das Haupt vor dem Licht auf der Höhe des Throns und beugten die Knie. Von der andern Seite aber kam ein unendlicher Haufe trotziger Menschen heran. Voran schritt ein erregter Mann, der trug eine rote Fahne und hielt sie im ausgestreckten Arm Gott entgegen. Dahinter aber wurde die Menge immer dichter und breiter, endlos. Die stürmten laut heran und versuchten, frei hineinzuschauen in das helle Licht; aber ihre Augen zwinkerten. Der erste stellte einen Fuß auf die unterste Thronstufe und pflanzte die Fahne vor sich auf. Die andern drängten sich dicht hinter ihn. Aber es kam doch eine Unruhe in sie, und viele versteckten die Köpfe hinter denen, die vor ihnen standen.

Da hub Gottes Stimme im hellen Licht zu tönen an:

„„Warum naht ihr meinem Thron von zwei Seiten wie zwei Heere? Habe ich euch nicht als ein Volk gemacht? und habt ihr nicht in einer Reihe an eures Landes Schutzgrenze gestanden und im Graben ausgeharrt wie ein Mensch? Was trennt euch nun?""

Da antwortete eine leidenschaftliche Stimme, der Mund von Millionen Arbeitern:

„Wir haben deinen Richterspruch nicht begehrt. Wir verlangen auch nicht deine Hilfe. Wir trotzen auf unsere eigene Kraft! Aber wir fürchten uns auch nicht, vor deinem Thron zu erscheinen, und wollen unsere Anklagen gegen jene vor dir vorbringen."

Da sprach ein Bürger:

„Großer Gott! Wir aber begehren deinen Richterspruch in unserm Kampf mit diesen. Hier bringen wir, was Bürgerfleiß und Bürgergeist erschuf in Jahrhunderten. Hier die Werke unserer Väter, die

wir treu hüten, daß immer neue Kraft und Veredelung der Menschheit von ihnen ausgehe. Und hier unser eigenes Werk. Das ist gewachsen von Jahr zu Jahr und hat gigantische Größe erreicht. Nur ein mächtiger Arm und ein klarer freier Geist kann solches Werk schaffen. Nun aber müssen wir laute Klage führen vor deinem Thron gegen jene, die mit ihrem drohenden Hunderttausendhammer alles zerstören wollen. Wir kämpfen für den göttlichen Funken, den du in auserwählte Menschen legtest. Wir hüten das Heiligste der Menschheit vor der Vernichtung durch die unwissende Masse!"

Da klang wie himmlisches Orgelgetön von der Höhe des Thrones herab das Wort:

„„„Das Heiligste der Menschheit ist die Menschenseele!""

Und dieses Wort hallte in wunderbaren Klängen über alle Himmel hinweg.

Dann fragte Gott die Arbeiter:

„„„Und was bringt ihr?""

Da schwenkte der erste die rote Fahne und rief hell:

„Wir bringen die Fahne! Das ist der Wille zu einer neuen, besseren Welt!"

Gott fragte die Bürger:

„„„Habt ihr auch so eine Fahne? Geht euer Wille auch auf eine neue, bessere Zukunft?""

„Wir brauchen keine solche Fahne; denn wir wollen nicht umstürzen. Sieh hier die Werke unserer Welt. Durch Jahrhunderte hat sich diese Welt behauptet. Wir sind zufrieden und führen das Werk unserer Väter in Treue fort. War ihr Weg nicht nach deinem Wunsch und Willen?"

Da schaute Gott an, alles was sie vor ihn gestellt hatten, und sprach:

„„„Ihr bringt viele Werke eurer Väter. Aus ihrer Arbeit glänzt die Freude des Schaffens, leuchtet die Liebe zum Werk, strahlt ein Stück ihres Herzens wieder. — Ich sehe auch große Werke, die ihr selbst schuft. Aber es weht mir aus vielen Dingen ein Atem von Hast und Mühe und Unfreude entgegen. Ich sehe auch Flüche der Arbeitenden daran. Und ich sehe die Millionen, die mit euch zusammen die großen Werke schufen, nicht froh hinter euch stehen. Wenn eure Väter zu mir kamen, so folgten ihnen ihre Arbeiter und fühlten sich zu gleichem Teil Herren des Werkes, denn auch sie hatten ihr Herz daran gehängt. Eure Arbeiter aber stehen drüben als eure Gegner. Euer Werk ist schlecht, denn ihr habt nicht verstanden, ihre Seelen an das Werk zu binden, das sie mit euch zusammen wirkten. Ich sage euch: Ihr braucht eine Fahne, hinter der ihr herschreitet, trotzig und mit hartem Willen, wie jene, um zu erreichen, was ihr als Ziel eurer Arbeit erwählen sollt!""

Und wieder tönte wie Orgelgesause durch die Himmel das Wort:

„„„Das Heiligste der Menschheit ist die Menschenseele!""

Da schwiegen die Bürger und beugten wieder ihre Köpfe. Sie nahmen die großen, gewaltigen Werke, auf die sie so stolz gewesen waren, von den Stufen des Gottesthrones; aber die Werke ihrer Väter, die vor Gott bestanden hatten, ließen sie liegen.

Da wandte sich Gott wieder zu denen mit der roten Fahne und fragte:

„„„Warum nennt ihr die Welt, der eure Fahne entgegenstrebt, eine bessere?""

Der Sprecher der Arbeiter antwortete:

„Weil sie auf Gerechtigkeit gegründet sein wird und nicht auf den Vorrechten einiger Auserwählten!"

Da erlaubte Gott den Bürgern, darauf zu antworten, und er gab beiden Haufen zu, daß sie sich voreinander ihrer Taten und ihres Wollens rühmten. Als sie aber heftig gestritten hatten, hieß er sie schweigen und sprach mit harter Stimme:

„„„Nichts ist gut, als was in meinem Namen geschieht! Von mir sind alle Ideen der Menschen, von mir alle Ideale, denen ein Volk oder Haufe nachstrebt. So ist auch eure erstrebte bessere Welt von mir. Was habt ihr mich denn in eurem Trotz verleugnet? Und warum predigt ihr den Sozialismus nicht im Namen des Höchsten und Heiligsten?

Ich sage euch: Ihr verleugnet mich, weil ihr den Sozialismus nur als einen glänzenden Schild vor euch hertragt. Dahinter aber verbirgt sich Selbstsucht und krasser Eigennutz. Ich sehe allen

diesen Hunderttausenden, die da hinter der Fahne herdrängen, ins Herz. Sie sind nicht besser als die Herzen jener, die dort stehen. Wie wollt ihr denn eine bessere Welt bauen, wenn ihr selbst nicht besser seid? Keine Lehre und keine Idee, kein Ideal und keine Weltanschauung ist gut, sie sei denn durch den Menschen geadelt. Wollt ihr eine neue, bessere Welt bauen, so sammelt nicht alles, was laut ja, ja ruft, hinter eure Fahne, sondern prüft den einzelnen und laßt ihn sich bewähren. Sozialismus, euer Evangelium, verlangt Opfer jedes Einzelnen zum Wohle der Gesamtheit. Ich sehe Tausende hinter eurer Fahne, die haben nichts von dem Ihren gegeben, obgleich noch viele unter euch waren, die elender und ärmer sind als sie. Geht hin und stellt eure Fahne unter mein Gesetz! Stoßt aus aus euren Reihen, was nur nach Besitz giert, und schreibt auf eure rote Fahne: Sozialismus ist Veredelung der Menschenseele! So sollt ihr mir willkommen sein vor meinem Thron!""
Da drängten die Vielen näher zusammen und versuchten, sich zu verbergen; denn sie fühlten, wie Gottes Lichtauge in ihre Herzen drang und wie vor solchem reinen Strahl eine Furcht über sie kam. Der Fahnenträger aber konnte die Fahne nicht mehr so trotzig auf die Thronstufe stoßen. Er stellte sie neben sich, so daß sie nicht mehr flatterte, sondern matt an der Stange niederhing.
Da klang noch einmal Gottes Stimme wie frohes Erklingen aller Wolken und Lüfte und aller Gestirne; so daß allen wohl wurde ums Herz und sie ihr Gesicht wieder aufhoben zum Licht:
,,,,Hört nun, alle ihr Streitenden! Vor mir gibt es nicht rechts und links, nicht oben und unten. Wer in eurem Volke sein Leben und Tun auf mein Gesetz bauen will, der reiche dem Gleichgesinnten, er möge stehen, wo er will, die Hand zum gemeinsamen Wirken. Ihr sollt mir eine neue, bessere Welt bauen, die soll getragen werden von allen, die guten Willens sind, und soll gegründet sein auf dem deutschen Christengesetz!""
Und wieder hub ein himmlisches Klingen an, und es sang der Chor der erschaffenen Welt:
,,,,Das Heiligste der Menschheit ist die Menschenseele!""
Und es schlossen sich die Wolken, und das Bild verran. Jürgen aber sah nichts mehr, nur seine Ohren hörten noch lange die Musik des Weltalls klingen und leiser und leiser säuseln.

— —

Fortan las Jürgen noch eifriger in seiner Bibel. Er hatte nun das Alte und das Neue Testament wieder gelesen und hörte immer Gottes Stimme: „Das deutsche Christengesetz." Was war das? Aus Jesu Lehre ließ sich wohl ein kurzes Gesetz bilden, in dem jedem Menschen der Halt für Leben und Tun gegeben war. Aber hatte Jesus nicht gesagt, daß er das jüdische Gesetz nicht auflösen wollte? So bestand also doch für den Christen das Gesetz von Moses? Da dachte Jürgen daran, wie er zu Hause am Schreibtisch herbe Kritik geübt hatte an den zehn Geboten, welche die christliche Kirche immer noch als das Gesetz des Herrn lehrte. Die Flamme über seinem Tisch an der Schiffswand brannte. Leise schaukelte das Schiff. Über sich hörte Jürgen die Schritte des Wachtoffiziers, der auf der Brücke hin und her ging. Da bauten sich Wolken um ihn, also daß er aller Umgebung entzogen ward und nur die Bibel sah, die vor ihm lag. Es war die alte Familienbibel, die sich aus der mütterlichen Sippe fortgeerbt hatte von 1759. Das erste weiße Blatt war aufgeschlagen, und Jürgen starrte darauf. Da füllte sich das weiße Blatt mit lebendigen Worten Gottes, und Jürgen las erschauernd:
,,,,Ich habe meinen Diener Martin Luther zu euch gesendet, daß er euch dies heilige Buch gäbe und ihr darinnen die Wahrheit suchen sollt. Warum habt ihr Menschen mich nicht verstanden? Siehe, so will ich euch nun den Weg zeigen.
Ihr habt gesehen, wie ich mein Judenvolk straff geführt habe durch das Gesetz, das ihnen in tausend Geboten eine Stütze war für alle Notwendigkeiten und Unsicherheiten. So soll jedes Volk sein Gesetz haben. So sollt ihr euer Handeln und eure Industrie, euer Stadtwohnen und eure Vereine durchtränken mit dem Geiste meines Sohnes. Euer ganzes Leben sei wieder gestellt unter die Gesetzestafeln! Bis ihr reif seid! Dann dürft ihr die Tafeln herabnehmen.""
„Wer ist reif?" dachte Jürgen. Da las er geschrieben:
,,,,Wer reines Herzens ist, der ist reif und frei vom Gesetz!""

Da saß Jürgen und schaute in die Flamme und erzitterte vor Freude, weil ihm nun Klarheit geworden war. So wie die Juden einst in jedem Zweifel und jeder Herzensnot aus dem Gesetz wußten, wie Gottes Wille war, so soll jedem Volk sein Gesetz werden, geschöpft aus der Lehre Jesu. Und so muß das deutsche Volk ein deutsches Christengesetz haben, steinerne Tafeln, die über allem Volk aufgehängt sind. — Bis einer reif ist, reines Herzens ist. Der darf leben ohne Gesetz wie Jesus. Da zogen viele große deutsche Männer und Frauen an ihm vorbei. Und er erkannte an ihrem Werk, wie sie nach Gottes Willen vorgearbeitet hatten am deutschen Gesetz. Und alle sahen ihn an, wie sie an ihm vorbeizogen. Da hob sich sein Herz gewaltig, als er so in der Gemeinde der deutschen Heiligen lebte. Aber dann durchfuhr ihn ein Schreck und ein Verzagen, daß er die Summe dieser Geister ziehen sollte. Und er rief laut: „Herr, ich kann's nicht!"

Gott antwortete: „„„Was weißt du, was du kannst! Aber ich sage dir: Baue du an meinem Turm. Ich habe mir viele Arbeiter bestellt, die am Grunde bauen. Legt Stein um Stein, bis ich den Propheten schicke, der euren Turm krönen soll!""

Da bekam Jürgen neuen Mut, und sein Herz entspannte sich. Und in Frieden warf er sich auf sein Lager und hörte, wie über ihm die Morgenwache abgelöst wurde.

Nun wandelte Jürgen über das Schiff wie ein Ferner. Der Kapitän ließ ihn ungefragt; er fühlte, daß heiliges Feuer in ihm glühte. Nun wußte er sein Werk: Alles Leben, alle Gemeinschaft, alle Arbeit seines Volkes mußte neugegründet werden, mußte wieder unter die Steintafeln gestellt werden. Aber was stand denn auf den deutschen Steintafeln geschrieben? Bis Gott den Deutschen einen Propheten schickte, mußten sie selbst forschen. Und wieder suchte Jürgen im Neuen Testament, was Jesu Gedanken waren und wie sie dem Wesen des deutschen Volkes entsprächen. Aber wieder saß er erschöpft vor seiner Bibel und sprach:

„Herr, hilf mir, ich finde es nicht."

Es war aber seiner Bibel ein alter Holzschnitt vorangesetzt. Darauf war Moses dargestellt, der vom Berge Sinai herabstieg. In den Händen und gegen die Brust gestellt trug er die beiden Steintafeln, auf denen las man die zehn Gebote. Als Jürgen das Bild anschaute, durchfuhr ihn ein Ruck, als sei nicht sein Körper, sondern sein Geist durchrüttelt worden, und eine Wachheit war in ihm, die ihn ehrfürchtig erschauern ließ. Und er sah, wie die Gesetzestafeln in Moses Hand zu schwellen begannen zu mächtiger Größe. Seine Augen wurden festgehalten, daß sie unablässig nur auf die zehn Gebote sahen. Da verlöschte die Schrift, und reinweiß leuchteten die leeren Steine. Und Jürgen saß im Zwange Gottes und sah, wie sich eine neue Schrift hineingrub in die Tafeln, Gebot um Gebot. Und eine Stimme sprach: „„„Schreibe auf, was du hier siehest!""

Und so schrieb Jürgen:

Alles Menschenwerk soll im Namen Gottes geschehen.
Du sollst reines Herzens sein.
Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.
Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.
Du sollst Ehrfurcht haben vor allen Geschöpfen Gottes.
Du sollst den Zeugungstrieb heiligen.
Du sollst Treue halten.
Du sollst wahr sein.
Du sollst die Arbeit heiligen.
Du sollst deinem Volke Opfer bringen.

Jürgen sann diesen Geboten nach und wurde ruhig in seiner Seele und heiter wie einer, dem eine Last abgenommen ist.

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers entnommen aus Georg Kleibömer, Jürgens Berufung. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1922.

GESCHICHTEN, INSCHRIFTEN UND ANDERE MERKWÜRDIGKEITEN AUS DER MARIENKIRCHE.

DIE MAUS.

Im Jahre 1200 stand ein großer Rosenbaum an der Marienkirche, nach der Mengstraße zu, der seine Zweige bis auf das Dach hinaufgetrieben. Nun war damals viel Streits zwischen den umwohnenden Fürsten und Herren, welche der Stadt Lübeck ihre herrliche Freiheit mißgönnten, und waren in der Stadt selbst viele Bürger, sonderlich unter den Schonenfahrern, die, der ewigen Plackereien der Dänen müde, geneigt waren, sich dem Könige zu eigen zu geben, um nur ihren Handel zu behalten. Aber Ein Rat wollte nicht einwilligen. Da zogen die benachbarten Fürsten alle gegen die Stadt und bedrängten sie; aber es ging die Sage, sie werde so lange frei bleiben, als der Rosenbaum an der Marienkirche grüne und blühe.

Die Bürger waren also guten Muts und stritten tapfer gegen die Neidischen. Aber da war eines Morgens der Rosenbaum welk und abgestorben, nachdem er noch am Abend zuvor geblüht. Und als man zusah, hatte eine Maus ein Nest an seine Wurzel gelegt, und ihre Jungen hatten die durchgebissen und den Baum wanken gemacht.

Bald darauf mußte sich Lübeck den Dänen ergeben.

Als die Stadt aber wieder kaiserfrei ward, ließ Ein Rat den Rosenbaum samt der Maus in der Marienkirche hinter dem Chor in Stein hauen, zum Wahrzeichen, daß aus kleinen Übeln ein großes Unglück über Nacht entsteht.

DE DOD VAN LÜBECK.

Anno 1350 ist Ein Rat mit den Bürgern eins geworden, die Stadt Lübeck, weil so viele Menschen darin vorhanden, bis an das Ellerbrok vor dem Burgtor, wo nachher der Galgen stand, zu erweitern. Darüber waren die Bürger sehr erfreut, weil sie schon lange darum nachgesucht; und gingen das mal gesund und vergnügt nach Hause. Aber ehe 24 Stunden verflossen waren, kam der schwarze Tod und rieb ihrer mehr denn hundert auf, darunter die meisten, so auf dem Rathause gewesen waren. Und hat solches Sterben von Pfingsten bis Michaelis gewährt, und sturben in dem Jahr an die 90 000 zu Lübeck, und am Tage Laurentii (12. August) von einer Vesper zur andern gar 2500. Und dies Sterben ging durch alle Länder, und sind auch viele Personen des Rats dahingegangen, daß ihrer kaum fünf oder sechs verschont geblieben.

Das alles ließ Ein Rat fein säuberlich und kunstreich in der Totenkapelle zu St. Marien abmalen, wo denn noch heutigen Tages der Tod ganz schwarz zu sehen; und ist ein gemein Sprüchwort an umliegenden Orten geblieben: „He süht ut as de Tod van Lübeck."

Aber zu Dassau unweit Travemünde sind alle Leute gar ausgestorben, daß keiner den andern begraben können; bis die Lübschen endlich ihren Schoband hinschickten und aufräumen ließen. Als man die Toten dort gesehen, hat man fernerhin zu Lübeck nur gesprochen: „He süht ut as de Dod van Dassau."

DER SCHOBAND.

Zu der Zeit des schwarzen Todes ist der Schoband zu Lübeck aufgekommen, welchen man sonst vordem den Racker geheißen. Es wohnte hier nämlich in der greulichen Pestzeit ein reicher Mann mit Namen Bandscho; der ließ bei dem schrecklichen Sterben eine Menge Wagen mit einer Glocke darunter machen, und diese Wagen ließ er durch alle Gassen langsam fortgehn. Wenn nun die Leute die Glocke hörten, trugen sie ihre Toten heraus und warfen sie auf des Bandscho Wagen; der ließ dann aus christlichem Mitleiden die Körper auf den Kirchhof führen und allda begraben. Als nun das Sterben nachgelassen, hat er die Wagen dem Racker verehrt; da hat der gemeine Mann des wohltätigen Mannes Namen umgewandt und den Racker Schoband geheißen, wie er noch heutigen Tages genannt wird.

DIE TANZENDEN APOSTEL.

1405 ist das herrliche Kunstuhrwerk am Seiger zu St. Marien hinter dem Chor von einem fremden Meister gemacht, der auch alle Erscheinungen und Bewegungen der himmlischen Körper berechnet und angezeigt; wie noch zu sehen. In der Mitte hat er auch den Herrn Christus angebracht, und an beiden Seiten Türen, wo zwei Rotröcke oder Hausdiener mit der Fiedel gestanden; sobald die aufgespielt, haben die zwölf Apostel zu tanzen angefangen und sind so vor dem Herrn Christus ohne Reverenz vorübergetanzt. Da nun einmal der Blitz eingeschlagen, wie man meint, weil es ein heidnisch Wesen war, hat man's verbessert und an die Stelle der zwölf heiligen Boten die sieben Kurfürsten samt dem Säckelmeister gesetzt und es angerichtet, daß sich dieselbigen vor dem Herrn Christus verbeugen; außer dem letzten, welcher den Mammon lieber gehabt. Auch hat man den Rotröcken die Fiedeln genommen und dagegen den Engeln zwei Posaunen gegeben. Seitdem ist alles in Ordnung geblieben.

DAS KIRCHLEIN IN ALLEN KIRCHEN.

1425 am Tage der heiligen Dreifaltigkeit hat der lübische Bischof Johann Scheele die Kapelle am Stegel zu St. Marien über dem Fünfhausen, die zuvor und auch nachher das Kirchlein in allen Kirchen genannt ist, zum Gedächtnis der wieder eingesetzten alten Ratsherren der heil. Dreifaltigkeit, der Jungfrau Maria und dem Paulus geweiht. In dieser Kapelle sollen hundert Jahre später des Papstes Ablaß und Luthers Bücher, jener von Diezel (Tetzel) und diese von Diez, verkauft sein.

STEINALT.

1502 wohnte zu Lübeck ein alter reicher Kaufmann; der hatte die Welt so lieb, daß er gar nicht an das Sterben dachte. Nun verstarben ihm seine Frau, seine Kinder, seine Freunde; und jedesmal kam der Tod und fragte ihn, ob er noch nicht Lust habe, abzuscheiden: er aber weigerte sich dessen und lebte weiter. Er bat auch nicht anders, denn daß Gott ihn am Leben lassen möchte, ob er gleich steinalt werden sollte. Nun ward er immer älter und dürrer und geringer und aß am Ende nicht eines Pfennigs wert; gleichwohl lebte er. Endlich kannte er keinen mehr, aber jeder kannte ihn; und weil er gar kindisch ward, hatten's die Kinder ihren Spott.

Da seufzte er nach dem Tode; aber der kam nicht: er suchte ihn; konnte ihn aber nicht finden. Nun hatte er gehört, daß der Tod zu Mitternacht in der Marienkirche umgehe; da wollt' er ihn bitten. Aber niemand mochte ihm zu solcher Zeit die Türen öffnen. Als nun eines Tags die Dachdecker an der Seite nach dem engen Krambuden zu tun gehabt, sieht er zur Nacht die große Leiter lehnen und steigt mit Mühe hinauf, um nach dem Tod in der Kirche zu sehen. Wie er aber auf dem ersten Dach ist, kann er nicht weiter und setzt sich in eine Ecke. Da finden ihn zwar die Leute den andern Tag; aber sie haben ihn nicht wegbringen können; so fest hat er gesessen. Er hat auch nichts genießen mögen als eine Oblate, die ihm der Küster alle Neujahrsabend gebracht. Da nun der auch gestorben und der neue nichts von der Oblate gewußt, hat man folgenden Jahres den alten Mann versteinert gefunden. So sitzt er noch da. Sein großes Gut aber hat Ein Rat, weil keine Erben da gewesen, nach St. Annen gegeben.

GOTTESKASTEN BESTOHLEN.

1518 sind in Pommern vier Mörder ergriffen und gerichtet; die haben bekannt, daß sie mit anderen 409 Kirchen bestohlen und 582 Kelche daraus genommen, auch 88 Männer, 7 Frauen, 4 Kinder ermordet. Einer von den Dieben soll Jürgen Langaus geheißen haben. Der hatte vor langen Jahren in St. Marien den Gotteskasten bestohlen; aber wiewohl er nichts als Scherfe und Pfennige gefunden, ist es doch so viel geworden, daß er hat in fremde Länder ziehen und groß Gut damit gewinnen können. Um diese Zeit aber kömmt er heimlich zurück und schüttet den Gotteskasten voll Goldgülden, für jeden Scherf oder Pfennig einen; auch hat er an Einen Rat eine große Summe geschickt und begehrt, daß man davon das Chor umher mit metallenem Gitterwerk und kostbaren Pfeilern versehen sollte. Aber er hat sich nicht zeigen dürfen und ist heimlich wieder vondannen gezogen. Doch hat man sein Bild an das Chor setzen lassen, wie er aus einer Molde Gold in ein eisernes Kästchen schüttet.

Die Geschichten sind entnommen den „Lübischen Geschichten und Sagen", gesammelt von E. Deecke.

DIE SCHWATZENDEN MÄNNER.

In der Totentanzkapelle, die ehedem im Volksmunde auch als „Plauderkapelle" bezeichnet wurde, hängt ein am Ende des 15. Jahrhunderts auf Holz gemaltes Bild dreier schwatzenden Männer mit Rosenkränzen in den Händen. Hinter ihnen lauern drei schattenartige dürre Teufelsgestalten, über denen ein Spruchband mit den Worten „Lug düvel Lüg" schwebt. Die Unterschrift lautet:

hyr an schoelen alle de genen merken
de alle tyt gaen klaffen yn der kerken.

(Bau- und Kunstdenkmäler, II, S. 318.)

GEDENKBILD AUF DEN SCHIFFBRUCH DES HANS BEN.

An der Westwand der Briefkapelle hängt seit alters eine Gedenktafel an den am 30. Oktober 1489 auf der Fahrt zwischen Bergen und Lübeck, südlich von Ekersund erfolgten Schiffbruch des Hans Ben. Ein an der Reling vorn mit den Wappenschildern der Lübecker Bergenfahrer, hinten mit lübischen Schilden dicht behängter Dreimaster ist vom Sturm gegen eine klippenreiche Flachküste geworfen, welche die Besatzung zum Teil mit Erfolg zu erreichen strebt. Darüber stehen der unbekannte Stifter, vermutlich ein aus diesem Schiffbruch geretteter Bergenfahrer, und dessen Ehefrau zu beiden Seiten des Gekreuzigten. Links und rechts dieser Gruppe schweben Spruchbänder mit den Aufschriften: Anno domini MCCCCLXXXIX des fridages vor alle gades hilgen do bleff schipper hans ben vp de bergerreise vor denn berksunde mit XXXIII man de got al gnedich si. pater noster ver alle christen seelen.

Och guden gesellen, holdet nicht to licht,
er gi to scepe gat, gat jo to der bicht.
et was so kort ene tyt,
dat wy vnser lebendes worden qvid.
en pater noster vor alle cristen seelen.

(Bau- und Kunstdenkmäler, II, S. 320.)

EINE FLÄMISCHE INSCHRIFT.

Westlich neben dem Aufgang zum Sängerchor hängt jetzt die aus sieben Stücken zusammengesetzte, in ornamentaler Hinsicht meisterhaft gravierte messigne Grabplatte des 1521 verstorbenen Bürgermeisters Tidemann Berck und seiner 1533 verstorbenen Gattin Elisabeth geb. Möller. Wie der Dialekt der Inschriften erweist, ist sie niederländischen Ursprungs. In der Umrahmung sind Szenen aus dem Leben eines vornehmen Kaufmanns angebracht mit erläuternden kleinen Spruchbändern, und zwar mit dem oberen Rande beginnend:

Bild:	*Spruchband:*
1. Neugeborenes Kind.	*gheboren · in · wene ·*
2. Kind auf dem Krankenbette.	*met · zoorghen · gheuoet*[1]) ·
3. Knabe mit einem Steckenpferd.	*vroescepe*[2]) *· clene ·*
4. Jüngling mit einem Falken.	*twelc · joncheit · doet ·*
5. Junger Kaufmann am Zahltische Geld einnehmend.	*nu · pinic · om · goet ·*
6. Der Kaufmann in Sorgen.	*flau · es · min · moed ·*
7. Gereifter Mann am Kaminfeuer.	*houdheid*[3]) *· comt · an ·*
8—11 fehlen.	
12. Der Kranke betet mit einem an seinem Bette knienden Engel.	*dat · sal · my · baten*[4]) ·
13. Der Kranke wirft einen letzten Blick auf seinen Silberschatz.	*adieu · eerdsche · state*[5]) ·
14. Der Sterbende nimmt Abschied von seinen Angehörigen.	*adieu · Melodie ·*
15. Sterbeszene.	*Jc · Moet · my[n]e · straten ·*
16. Der Tote.	*ghedinct · miins · Marie ·*

(Bau- und Kunstdenkmäler, II, S. 394—396.)

[1]) *genährt,* [2]) *Weisheit,* [3]) *Alter,* [4]) *helfen,* [5]) *Herrlichkeit, Staat.*

DAS GLOCKENSPIEL.

In der Nacht vom Ostersonntage zum Montag 1508 brannte das Dach der Marienkirche und mit ihm der kleine „Seierturm" mit seinen vier Glocken ab. Im folgenden Jahre wurde der jetzige zierliche Dachreiter aufgerichtet, der außer der großen Stundenglocke das älteste, noch erhaltene sechsstimmige Glockenspiel enthält. Es ist in den Jahren 1508—1510 von Hinrich van Kampen, dem bedeutendsten Glockengießer Lübecks, gegossen worden. Die sechs Glocken des Glockenspiels, die ehemals die Töne c, d, e, f, g, a angaben, sind heute auf b, c, d, es, f, g gestimmt. Über die Glocken zieht sich eine zusammengehörende Inschrift, das dem Benediktinermönch im Kloster Reichenhall, Hermann dem Lahmen († 1054), zugeschriebene schöne Antiphon:

„Salve regina mater misericordiae,
Vita, dulcedo et spes nostra, salve;
Ad te clamamus exules filii Evae, Ad te suspiramus gementes et flentes in hae lacrymarum valle Eia, ergo advocata nostra illos tuos misericordes oculos ad nos converte.
(Jesum benedictum fructum ventris tui nobis post hoc exotium ostende.)
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria."

Statt der eingeklammerten Worte steht auf der f-Glocke: „gade unde den hilgen alle dene ick myt mynem schalle".

Das Glockenspiel ertönt alle halben Stunden, und zwar spielt es nach dem Halbschlage eine halbe, beim vollen Stundenschlage jedoch, ehe die Stundenglocke ertönt, die ganze Melodie des Choralverses. Die Melodie selbst wechselt, indem, je den kirchlichen Zeiten entsprechend, eine andere Walze eingeschoben wird. Außer diesem, mit dem Uhrwerk in Verbindung stehenden Walzenwerk dient aber auch eine auf dem Kirchenboden befindliche Tastatur dazu, das Glockenspiel in Bewegung zu setzen. In dieser Form wird das Glockenspiel an hohen Festtagen gewöhnlich gegen Mittag eine Zeitlang geschlagen sowie bei der Beerdigung von Senatoren und des Seniors. Wie wundervoll die Metallmischung und wie meisterhaft der Guß ausgeführt ist, erkennen wir an der schier unbegrenzten Dauerhaftigkeit aller Glocken des Spielturmes; denn der ausgiebigste Gebrauch während der Jahrhunderte hat auch nicht eine einzige von ihnen zu beschädigen vermocht. Gespielt wird

1. *von Advent bis Weihnachtabend:*
   halb: Macht hoch die Tür, die Tore weit.
   voll: Nun komm, der Heiden Heiland.
2. *von Weihnacht bis Maria Reinigung (den 2. Februar):*
   halb: Gelobet seist du, Jesus Christ.
   voll: Lobt Gott, ihr Christen.
3. *von Maria Reinigung bis Fastnacht:*
   halb: Christus, der ist mein Leben.
   voll: Herr Jesu Christ, du höchstes Gut.
4. *während der zwei Wochen der Katechismuspredigten:*
   halb: Wir glauben all' an Einen Gott.
   voll: Erhalt uns Herr bei deinem Wort.
5. *vom Sonntag Okuli bis Osterabend:*
   halb: Ein Lamm geht hin. (An Wasserflüssen Babylon.)
   voll: Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen.
6. *von Ostern bis Himmelfahrt:*
   halb: Meinen Jesum laß ich nicht.
   voll: Nun freut euch, lieben Christen.
7. *von Himmelfahrt bis Pfingsten:*
   halb: Der Herr fährt auf zum Himmel. (Aus meines Herzens Grunde.)
   voll: (wie vorher) Nun freut euch.

8. *von Pfingsten bis Johannis:*
   halb: Komm heiliger Geist.
   voll: Nun bitten wir den heil'gen Geist.
9. *von Johannis bis zum 8. Sonntag nach Trinitatis:*
   halb: Nun lob mein' Seel'.
   voll: Oh, daß ich tausend Zungen hätte.
10. *vom 8. Sonntage nach Trinitatis bis zum Anfang der Katechismuspredigten (14 Tage vor Michaelis):*
   halb: Ein' feste Burg.
   voll: Wo Gott der Herr nicht bei uns hält.
11. *während der zwei Wochen der Katechismuspredigten:*
   halb: Wir glauben all' an Einen Gott.
   voll: Erhalt' uns Herr bei deinem Wort.
12. *von Michaelis bis zum Advent:*
   halb: Nun danket alle Gott.
   voll: Herr Jesu Christ, mein's Lebens Licht.

(Nach Th. Hach, Lübecker Glockenkunde, und Jimmerthal, Die astronomische Uhr in der St.-Marien-Kirche zu Lübeck.)

DIE FAHNEN.

Von den vielen Erinnerungszeichen der Marienkirche erregen die am Ende des Mittelschiffes aufgehängten Fahnen das besondere Interesse der Besucher. Da ist zunächst an der Nordseite die dänische Schiffsflagge, das älteste überhaupt vorhandene dänische Feldzeichen, das die Lübecker 1427 im Kampfe gegen den König Erich den Pommern erbeuteten. Die Flagge besteht aus grobem Leder und ist auf beiden Seiten mit den gleichen, stark verblichenen Figuren und Wappen bemalt. Das oberste Feld zeigt auf weißem, schwach mit roten Rosen besätem Grunde die Madonna mit dem Apostel Jakobus dem Älteren, der Pilgerstab und Muschel hält. Die untere Fläche wird durch das weiße Danebrogkreuz in vier Felder zerlegt. Diese enthalten 1. das alte dänische Königswappen, drei Leoparden in Gold, 2. das schwedische Wappen, drei goldene Kronen in Blau, 3. den goldenen norwegischen Löwen mit der Axt in Blau, 4. einen schwarzen Greifen in Rot, der entweder König Erichs Abstammung gemäß als das Wappentier des pommerschen Fürstenhauses zu deuten ist oder den dänischen Königstitel „rex Sclavorum" ausdrückt. Über dem Senatsstuhl hängen die Fahne und die Standarte des lübeckischen Kontingents der Hanseatischen Legion von 1813, welche am 19. Oktober 1814 feierlich in die Kirche überführt wurden. Die weißseidenen Feldzeichen tragen auf beiden Seiten das rote Hanseatenkreuz und in den inneren Ecken je einen lübeckischen Adler; auf der einen Fläche hat das Kreuz die Unterschrift „Gott mit uns!", auf der anderen die Jahreszahl 1813 und die Unterschrift „Deutschland oder Tod!", alles in Gold gestickt. Am gegenüberliegenden Pfeiler hängen schließlich die drei Fahnen des Regiments „Lübeck" Nr. 162 und die Fahne des Landwehrbataillons „Lübeck", die nach Auflösung unseres Heeres im Dezember 1920 hierhin überführt worden sind. (Bau- und Kunstdenkmäler II, S. 444 f.)

DIE ABENDMUSIKEN IN DER MARIENKIRCHE.

VON WILHELM STAHL.

Wenn im August und September am Spätnachmittag die Sonne ihre letzten Strahlen durch die hohen, farbenprächtigen Fenster in der Westfassade unserer Marienkirche sendet und die weiten Hallen mit unvergleichlichem Stimmungszauber erfüllt, strömen an jedem Mittwoch Hunderte, ja Tausende in das ehrwürdige Gotteshaus, um dem Klange der großen Orgel zu lauschen, um sich an den Meisterwerken der Musica sacra zu erbauen. Die Orgelkonzerte, die sich im Laufe einer jahrzehntelangen Entwicklung zu einem wichtigen Faktor im Musikleben Lübecks ausgewachsen haben, sind eine Schöpfung des gegenwärtigen Organisten der Marienkirche, Professor Karl Lichtwark. Sie können in mehrfacher Hinsicht als eine Erneuerung der einst hochberühmten Abendmusiken des 17. und 18. Jahrhunderts angesehen werden.

Franz Tunder hatte bald nach der Übernahme des Organistenamtes an St. Marien im Jahre 1641 mit dem „Abendspielen" begonnen. Sein großer Nachfolger Dietrich Buxtehude wußte den Abendmusiken eine weit über Lübecks Mauern hinausreichende Bedeutung zu verleihen. Zu den zahlreichen Kunstjüngern, die sich von dem norddeutschen Meister angezogen fühlten und oft aus weiter Ferne zu ihm pilgerten, gehörte auch der junge Arnstädter Organist Johann Sebastian Bach. Er erbat sich 1705 Urlaub und richtete seine beschwerliche, ganz zu Fuß unternommene Reise so ein, daß er im Spätherbst vor Beginn der Abendmusiken in Lübeck eintraf. Die Schilderung seines Aufenthalts in der alten Hansestadt bildet den Höhepunkt der köstlichen Novelle „Sebastian Bach in Arnstadt" von Karl Söhle). Die Abendmusik in der Marienkirche erfährt hier folgende überaus lebendige, das Tatsächliche mit dichterischer Freiheit behandelnde Darstellung:*

„Visselregen immer in einem hin. Von den naßblanken Ziegeldächern ein unaufhörlich Getropf, Geschlicker, Geklicker. Hundewetter.

Doch die lübische Bürgerschaft läßt sich's nicht anfechten und ist guten Humors. Für den ersten Advent so just das richtige Wetter, da freut man sich doppelt auf den Kunstgenuß am Abend.

Die langersehnte erste Abendmusik heute in St. Marien!

Zu Ende die Kinderlehre. Schon ist's völlig dunkel geworden. Düster majestätisch ragt das riesige Backsteingemäuer der herrlichsten Kirche nordischer Christenheit auf in Nebel und Nacht. Doch die lichterhellten Bogenfenster winken traulichen Willkomm.

Ganz Lübeck nimmt ihn wahr und macht sich auf die Beine. Tausend ineinander gekeilte triefende Parapluies kommen herangewackelt.

Johann Sebastian ist der erste in der Kirche, als nun die Türen sich auftun. Er brennt vor Erwartung.

Gewaltige Tonfluten erfüllen plötzlich die gigantischen Schiffe.

Meister Dietrich Buxtehude sitzt an der großen Hauptorgel, gar vornehm, im blausammetnen, goldbordierten Staatshabit, ein allmächtiger König, untertänig ist ihm das riesige Werk, gefügig jedem leisesten Griffe.

Der Meister holt alsbald zu einer Tokkata aus.

Fundament zunächst, die Pfeiler- und Eckstein-Akkorde. Stracks darauf ein langmächtig Pedalsolo, wie's so buxtehudische Art, gemessenen Schrittes beginnend, in dröhnenden Oktaven. Wie Donnergrollen klingt's, wie Löwengebrüll zuweilen. Weit wuchtiger im Tone alles noch, als Herr Johann Laurentius daheim es beschrieb.

54 klingende Stimmen, 32-Füßer im Pedal, 3 Manuale! Das muß man erlebt haben, da bekommt man einen Begriff!

---

*) *Berlin, B. Behrs Verlag.*

Horch weiter:
Accelerando. Jäh wachsende Bewegung. Wilder, wilder, ein richtiger Seesturm wird daraus. Phantastische, düstere, nebelgraue Harmonien. Nun staut sich's, stockt. Da ein greller, langanhaltender Triller plötzlich. Die Nebel fliehen, zerflattern. Viktoria! Die Sonne bricht durch! Lustig dahin segeln die Schifflein. All seine virtuosen Künste läßt der Meister nacheinander los. Hat er denn 20 Finger in den Tasten, arbeitet er mit 4 Beinen im Pedal herum? Harpeggien zuletzt, immer voll aus der Faust, rechts herunter und von links wieder herauf, chromatisch steigend und fallend, auf der ganzen Klaviatur hin und wieder. In der ganzen Welt ward dergleichen nicht gehört, niemals!
Und dazu die hehre Pracht des Gotteshauses im Glanz der Kerzen! Die herrliche Marienkirche! Die große Hauptorgel selber, vor allem ihre gotische Prachtfassade; und den ganzen Umgang ringsum die Bronzegitter und -kandelaber, uralt, von köstlicher Arbeit, die ungeheuren Pfeiler, der Lettner mit seinen goldumflossenen Malereien, die Epitaphien — wo nur der trunkene Blick mal haftet, die mannigfachen Gebilde gediegener Kunst: alle Stimmungen, alle Sehnsuchten, alle Freuden und Schmerzen des Menschenherzens widerspiegelnd, alle Hoffnungen, Segnungen, Tröstungen.
Hingerissen lauscht die lübische Bürgerschaft. Die Ehrbarkeiten, Senatoren und Ratsverwandten neben der Kanzel, die Kirchenjuraten in ihren holzgeschnitzten Gestühlten — schaut männiglich darein voll gerechten Stolzes:
Es gibt doch man eine St.-Marien-Kirche in der Welt, es gibt man einen Dietrich Buxtehude, den Meister der Meister!"

Die Anregung zu der Einrichtung der Abendmusiken war von den Vereinigungen der Kaufleute, den „Commercijrenden Zunften" ausgegangen. Sie hatten den löblichen Brauch, sich, bevor sie zur Börse gingen, in der nahe gelegenen Marienkirche zu versammeln, wo ihnen der Organist durch Orgelvorträge eine „Zeit-Kürzung', bereitete. „Dieses ist sehr wohl aufgenommen worden und er von einigen reichen Leuten, die zugleich Liebhaber der Musik gewesen, beschenket worden." Diese Anerkennung gab Veranlassung, die Vorträge durch Gesangs- und Instrumentalsoli abwechslungsreicher zu gestalten. Schon zu Tunders Zeiten hatten also die Abendmusiken den Charakter reiner Orgelkonzerte, den Söhle ihnen noch 1705 beilegt, verloren. Buxtehude hat sie durch Heranziehung von Solisten, Chor und Orchester „prächtig ausgezieret" und zu einer „starken Musik" erweitert. Er brachte in den Abendmusiken, die er durchweg mit eigenen Kompositionen ausstattete, Kantaten und größere oratorienartige Werke zur Aufführung. Gewiß hat er aber auch die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, seine unvergleichliche Orgelkunst, deren unvergängliche Zeugnisse in seinen Kompositionen noch heute vor uns liegen, vor einem großen Hörerkreis glänzen zu lassen, wenn auch das seinen Händen und Füßen anvertraute Instrument den hohen Flug seiner Phantasie oft mehr hemmen als fördern mochte. Die große Orgel war nämlich keineswegs, wie man nach Söhles Schilderung meinen könnte, ein „aus der Maßen herrliches Werk", sondern altersschwach und seit langem erneuerungsbedürftig. Buxtehude hatte mit seinen oft wiederholten, dringlichen Reparaturanträgen immer wieder Enttäuschung und Ablehnung erleben müssen und schließlich nur erreichen können, daß 1704 die schlimmsten Mängel abgestellt wurden.
Auf der Orgel war zur Aufstellung von Chor und Orchester kein Raum vorhanden. Buxtehude wußte daher wohlhabende und kunstsinnige Bürger zur Hergabe von Mitteln für die Erbauung von balkonartigen Emporen an den Seitenwänden des Mittelschiffs links und rechts neben der Orgel zu bewegen. Sänger und Musiker waren, von einzelnen Verstärkungen abgesehen, in den Abendmusiken dieselben, wie bei der vom Kantor an Festtagen im Gottesdienst aufgeführten Musik. Den Stamm des Orchesters, das im Höchstfalle 12 bis 14 Mann stark war, stellten die sieben Ratsinstrumentisten. Der Chor bestand aus Schülern der Katharinenschule. Er hatte selbst in guten Jahren in jeder der vier Stimmen nur 5 bis 6 Sänger gehabt, war aber zu Buxtehudes Zeiten noch schwächer besetzt und überhaupt in mangelhafter Verfassung, so daß der Meister sich wiederholt

genötigt sah, Gesangssolisten von auswärts zu verschreiben. In der Regel wurden sonst auch die Solopartien von Schülern gesungen.

Die Abendmusiken fanden, wie noch heute die Orgelkonzerte, bei freiem Eintritt statt. Buxtehude übersandte jedes Jahr vor Beginn derselben wohlhabenden Bürgern, von denen er eine Förderung seiner Bestrebungen erwarten durfte, das vollständige gedruckte Programm- und Textbuch für alle fünf Abende, um von ihnen dann zu Neujahr ein „Gratial" zu erbitten.

Da der Zutritt zu den Abendmusiken jedem freistand, so liefen zahlreiche Personen aus bloßer Neugier in die Kirche. Sie schenkten der Musik keine Beachtung, verübten vielmehr hinter dem Altar, in den Stühlen und Gängen allerlei Unfug. Zur Verhütung „des Unmuths vom gemeinen Pöbel und ungezogenen Jugend" mußte deswegen die Rathauswache aufgeboten werden. Der Wachtmeister und seine Leute führten Aufsicht an den Türen, gingen auch „unter wehrender Abendmusik" in der Kirche umher, um „das grausame Getümmel zu steuern, alle desordres zu verwehren und denen Herrn Liebhabern einige wenige Stille zu verschaffen". Am ungestörtesten konnte man sich auf dem Lettner, auf dem in den Gottesdiensten der Chor aufgestellt war, dem Kunstgenuß hingeben. Da von diesem erhöhten Raum die Aufführung sich auch mit den Augen am besten verfolgen ließ, so war er bei den Abendmusiken den Herren Bürgermeistern, Herren des Rats und anderen vornehmen Zuhörern, die Söhle neben der Kanzel sitzen läßt, vorbehalten.

Ursprünglich fanden die Abendmusiken am Donnerstag statt. Buxtehude verlegte sie auf den Sonntag, und zwar auf die beiden letzten Trinitatissonntage und den zweiten, dritten und vierten Advent. Der erste Advent, den Söhle für die „langersehnte erste Abendmusik" in Anspruch nimmt, ist immer überschlagen worden. Er war für Kirchenkonzerte ungünstig, weil er als Festtag schon im Gottesdienst sowohl vor- als nachmittags mit Figuralmusik reichlich ausgestattet wurde. Die Abendmusiken begannen nachmittags um vier Uhr gleich nach Schluß des Gottesdienstes. Sie sind an den genannten fünf Sonntagen von Buxtehudes Nachfolgern bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts regelmäßig fortgeführt worden.

DIE ASTRONOMISCHE UHR IN DER MARIENKIRCHE.

Das älteste Uhrwerk in der Marienkirche, wahrscheinlich zugleich die erste öffentliche Uhr in Lübeck überhaupt, wurde nach einer an dem erneuerten Werk befindlichen Inschrift im Jahre 1405 gebaut, und zwar an derselben Stelle, wo dieses Werk steht. Es regelte schon die Umdrehung einer Kalenderscheibe und blieb bis 1888 in Gebrauch. Die Scheibe befindet sich jetzt mit dem 1561/62 hinzugefügten und 1888 ebenfalls erneuten Planetarium im St.-Annen-Museum.

In seiner gegenwärtigen Form ist das astronomische Uhrwerk einschließlich seiner schönen Renaissancefassade in den Jahren 1561—1566 entstanden. Es besteht seiner äußeren Anlage nach aus drei übereinander angeordneten Abteilungen: einer Kalenderscheibe, einem Planetarium und dem mit einem Glockenspiel und einem Trompetenwerk verbundenen sogenannten „Apostelwerk" oder Kurfürstenwerk. Das Triebwerk ist vom Mechaniker Matthias van Oß konstruiert, während die Umrahmung nebst dem inneren Aufbau aus der Werkstatt des Tischlers Hinrich Matthes hervorgegangen ist.

Die Kalenderscheibe und das Planetenwerk werden von einem gemeinsamen Mechanismus getrieben, der mehrfach erneuert und schließlich 1888 durch ein den Gang des Planetariums in vervollkommneter Weise regelndes Triebwerk ersetzt wurde.

Die weiße Kalenderscheibe rotiert inmitten eines unteren großen viereckigen Blattes, dessen blauer Grund mit dem Tierkreis und in den Ecken mit den vier Evangelistenzeichen belegt ist: einem Adler (Johannes), einem geflügelten Löwen (Markus), einem Engel (Matthäus) und einem geflügelten Rind (Lukas). Die Scheibe weist zwei größere konzentrische Ringe und in der Mitte eine kleine, etwas erhabene Scheibe auf. Der äußere Ring ist in vier Kreise geteilt. In dem ersten stehen die Wochentage des Jahres, durch A, B, C, D, E, F, G bezeichnet, im zweiten die Tagesdaten des Jahres durch alle Monate, im dritten die Namen der Tage, die Feiertage mit roter Farbe, im vierten die Zeit des Sonnenaufgangs von zwei zu zwei Tagen. Die Scheibe rückt alle Nacht um 12 Uhr um ein 365stel fort, so daß das Tagesdatum sich jeweils unter dem linker Hand angebrachten zeigenden Finger befindet. Der innere Ring der Scheibe ist in sechs Kreise geteilt. Der erste Kreis oder von Anfang gezählt der fünfte, zeigt die Jahreszahlen 1855—1999 an, in dem sechsten befinden sich die Sonntagsbuchstaben des daneben stehenden Jahres. Dieser Buchstabe zeigt in dem ersten Kreis der Scheibe sämtliche Sonntage des Jahres an. Wo in dem sechsten Kreis zwei Buchstaben nebeneinander stehen, bezieht sich der erste auf die Sonntage des Schaltjahres vor dem 28. Februar, der andere auf die Sonntage nach dem 28. Februar. Das Jahr 1923 z. B. hat den Sonntagsbuchstaben G. So bedeutet also auf der ersten Scheibe für 1923 G Sonntag, A Montag, B Dienstag usw. Neben dem Schaltjahr 1924 stehen die Sonntagsbuchstaben F, E. Demnach sind alle Tage des ersten Kreises bis zum 28. Februar, der mit F bezeichnet wird, Sonntage, G Montage, A Dienstage usw. E zeigt die Sonntage nach dem 28. Februar an, wo dann F den Montag, G den Dienstag, A den Mittwoch usw. bezeichnet. Auf diese Weise kann man den Wochentag aller Tage der Jahre 1855—1999 bestimmen und z. B. feststellen, an welchem Wochentag man geboren ist. In der siebenten Scheibe steht die sogenannte goldene Zahl. In allen Jahren, in welchen die goldene Zahl dieselbe ist, also alle 19 Jahre, treffen die Neu- und Vollmonde, die ersten und letzten Viertel immer auf dasselbe Datum wieder ein. Die achte Reihe enthält den Sonnenzirkel des daneben stehenden Jahres. Alle Jahre, welche die gleiche Zahl des Sonnenzirkels haben, haben auch gleiche Wochentage auf demselben Datum. Dies tritt immer nach 28 Jahren ein. Die neunte Reihe zeigt den Ostersonntag des daneben stehenden Jahres an, und die zehnte enthält die Anzahl der Wochen und Tage zwischen Weihnacht und Fasten. Die innere Tafel zeigt alle Sonnen- und Mondfinsternisse, die in den Jahren 1855—1901 in Lübeck sichtbar waren, nach Form und Zeitpunkt. Die Achse schließt vorn mit einer strahlenden Sonne ab.

Bis zum Jahre 1809 stand unten am Fuße der Einfassung folgende Inschrift:

Ein ider redlicher mag my wol anseen vnde vor my avergan
He lat my averst vngeschanferet vnde vnbeflecket stan
Worde my averst ein vnflat einigen Schaden don,
So schal des Bödels Straffe wesen syn lon.

Jetzt ist daselbst zu lesen:

Hier zeigt des Künstlers Fleiß und Müh
Dir der Gestirne ferne Bahnen,
Mit frommem Ernst bewundre sie,
Um Gottes Meisterwerk zu ahnen;
Doch wenn das Auge sich dabey ergetzt,
Laß auch die Hand das Kunstwerk unverletzt.

Erneuert Anno 1809.

Der zweite Teil der Anlage enthält das Planetarium, das eigentliche astronomische Uhrwerk. Das quadratische Blatt, dessen vier Ecken die Reliefiguren der vier alten Weltweisen zeigen: Albumazer, Plato, Aristoteles und Ptolemäus, enthält den in zweimal zwölf Stunden abgeteilten Stundenzirkel und das am Rande in viermal 90 Grad eingeteilte Planisphärium mit 24 Streifen für die Tages- und Nachtstunden. Über diesem Grunde dreht sich zunächst der blaue exzentrische Streifen des Tierkreises, mittels dessen sich der Stand jedes Himmelszeichens zur Mittagszeit, der der Sonne in der Ekliptik und der der Planeten im Tierkreise ablesen läßt. Über dem Tierkreis bewegen sich fünf Zeiger, die den Lauf der Sonne, des Mondes und der äußeren Planeten Mars, Jupiter und Saturn bezeichnen. Der Sonnenzeiger, der zugleich die Stunden anzeigt, wird von den beiden inneren Planeten Merkur und Venus begleitet, die bald als Morgensterne ihr voraufgehen, bald als Abendsterne ihr folgen. Mars, Jupiter und Saturn vollführen außer ihrem täglichen Umlauf durch den Stundenzirkel ihre eigene scheinbare Bewegung von Westen nach Osten in unregelmäßiger, bald rascherer, bald langsamerer, bald rückläufiger Gangart. Die halb vergoldete, halb schwarze Mondkugel dreht sich außer um die Erde um ihre eigene Achse und stellt somit das Wachsen und Abnehmen dieses Gestirnes dar; die Spitze ihres Gegenzeigers trägt eine früher sich täglich einmal um sich selbst drehende vergoldete Scheibe, die in der Mitte den halben Mond auf schwarzem Grunde, am Rande die zweimal zwölf Tagesstunden aufweist; eine an der Stange des Zeigers angebrachte Hand war bestimmt, die jeweilige Tageszeit anzugeben. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet die aus umstrahlten Wolken ragende Halbfigur des Heilands. Schließlich befinden sich zu beiden Seiten des großen Zifferblattes zwei ehemals dem Uhrwerk angeschlossene schwarze Säulen von lediglich astrologischem Interesse, die den wechselnden Einfluß der Gestirne auf die einzelnen Tages- und Nachtstunden darstellen sollten.

Das Gesimse, welches die obere Abteilung von der unteren trennt, trägt Inschriften, links die Überschrift der ältesten Kalenderscheibe von 1405 und rechts die Verse:

Adspectum coeli, Solis, Lunaeque nitorem
Lumina, per certos ignem ducentia cursus,
Ut fluat hora fugax atque irrevocabilis annus
Hoc tibi, conspiciens oculis haurire licebit.
Sed resonos quoties modulos campana remittit
Protinus astripotens Numen laudare memento.

Darunter steht der Spruch:

Wol kanth maaken, berichte Du my,
Dat ick alle Mann tho Dancke sy.

Auf den inneren vertieften Seitenflächen des Rahmens der Kalenderscheibe sind Nachrichten aus der Geschichte des Uhrwerks, die fünf Hauptreparaturen, angebracht. Auf den Sockeln, die

die Pilaster dieses Rahmens tragen, sind in Muschelnischen allegorische geflügelte weibliche Figuren und unter diesen die Bedeutung der Figur versinnbildlichende Tiere eingeschnitzt. Es sind dies in der Reihenfolge von links nach rechts:

de tornicheit, mit Schwert und Fackel, darunter ein Bär;
de begerte, in einen Wecken beißend, darunter ein lauernder Wolf;
de giricheit, stark entblößt, darunter ein Hund vor einem offenen gefüllten Goldsack;
de unküsheit, mit einer Kanne und griffbereiter Rechten, darunter ein Schwein vor einem Schmutzhäufchen;
de hofart, mit Geschmeide geschmückt und sich bespiegelnd, darunter ein Roß;
de tracheit, mit schlaff herabhängenden Flügeln, darunter ein Esel.

Der überaus zierlich geschnitzte obere Aufbau enthält das Kurfürstenwerk sowie das Glockenspiel und das Trompetenwerk, welch letztere schon lange nicht mehr funktionieren. Der Aufbau wird gegliedert durch sechs verschieden hohe Säulchen, auf denen sich kleine, von Giebeln überdachte Portale erheben. Zwischen den beiden mittleren und größten Säulen steht der Heiland mit der Weltkugel unter einem Baldachin. Über dem letzteren springt ein kleiner Glockenturm vor, der das hier angebrachte 14 Glocken umfassende Glockenspiel verdeckt, das früher allstündlich eine Strophe spielte. Er trägt an seinem oberen Teile zehn lediglich als Schmuckstücke dienende Glöckchen, während an seiner unteren Brüstung die 1405 gegossene kleine, volltönende Stundenglocke hängt. Rechts von dieser Glocke steht als Sinnbild der Zeit ein alter bärtiger Mann mit dem Glockenhammer in der Rechten und einem Stundenglas in der Linken, auf der andern Seite das Bild der Vergänglichkeit, eine weibliche Figur mit einer gesenkten Fackel und einem Totenkopf, die bei jedem Glockenschlage ihr Antlitz abwendet. Eine inmitten des Türmchens angebrachte Janusstatuette stellt in einem alten Mann die Vergangenheit, in einer jugendlichen weiblichen Figur dte Zukunft dar. Gleich den vorerwähnten sechs Säulen wird auch die Mitte von einem kleinen Portale mii Giebel gekrönt. Vor den sieben Portalen stehen unter vergoldeten Zeichen des Tierkreises Personifikationen der im Planetenwerk enthaltenen Gestirne: zu oberst der Sonnengott Apollo, links in absteigender Reihenfolge Diana, die Mondgöttin, Merkur und Venus mit dem Amor, rechts Mars und Jupiter, während der vor dem unteren Portal angebracht gewesene Saturn jetzt fehlt. Zu beiden Seiten des Mittelbaues erblickt man unter vier Giebeln, von denen die beiden inneren das Datum der letzten umfassenden Wiederherstellung des Werkes, anno 1753, tragen, zwei größere und zwei kleinere Flügeltüren. Sobald es mittags 12 Uhr geschlagen hat, treten aus der größeren Tür zur Rechten des Beschauers der Kaiser und die sieben Kurfürsten in Prozession heraus, ziehen mit einer Verbeugung vor dem Heiland vorüber, der über jeden eine segnende Handbewegung macht, und verschwinden durch die entsprechende linksseitige Tür. Zwei ihrer Tracht nach 1756 erneute Lübecker Ratsdiener, die ursprünglich mit den Fürsten durch die kleineren Türen auf- und abtraten, jetzt aber einander zugewandt vor denselben stehen, verneigen sich ehrerbietig vor jedem der hohen Herren, während zwei auf beiden Ecken aufgestellte Engel ihre einst mit weißroten Fahnen geschmückten Posaunen ansetzen; zugleich blies das jetzt verstummte Trompetenwerk einen Akkord. (Nach „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck", Bd. II, Die Marienkirche, Von Stadtbaurat Gustav Schaumann und Dr. phil. Friedr. Bruns, und H. Jimmerthal, „Die astronomische Uhr in der St.-Marien-Kirche zu Lübeck.")

DE DOODENDANZ IN DE MARIENKARK TO LÜBECK.

VUN HAUPTPASTER MILDENSTEIN.

De Kirch hett jümmers de Lüd mit Irnst un Nadruck op den Dood henwiest. Dat geew Mönchsorden, de ehr däglich Greuten weer: Memento mori — vergitt nich, Minsch, dat du starwen muttst. Rechd so. Keen Minsch weet jo, woneer sien letzte Stünn kümmt. Hen möt wi all. As'n Deef in de Nachd abers kümmt he tomeist öwer vele Lüd. Un kümmt he lisen un sachd — to fröh kümmt he jümmers, un en Gast, den man geern süht, is he in keen Huus. De katholische Kirch hett sick sunnerlich düss' gröttste Gelegenheit, de Minschen dörch Henwies op den Dood mit ehr Gedanken op't Ewige hentofören, nich ut de Näs gaan laten, as se denn jümmers to alle Tied dat Praktische in't Oog faat hett. Nix abers mök so'n depen Indruck op de Lüd, as wenn vun de Muur bi de Kark un vun de Steen in de Kark Biller in Öwerlewensgrött den Dood in sien Knakengerüß henstellten, so dra, as he den Minschen, ahn antokloppen un ahn Ünnerscheed — arm orre rik, jung orre old, hoch orre sied —, an sik heranhaalt: Kumm her, kumm her to mi, heran, du un du un du, heran, heran un danz mit mi. So wat greep de Minschen an't Hart. Dor kunnen se nich vörbi, ahn hentokiken, en Stück egen Lewen un däglich Belewen speel sik jo för se op de Biller af. So kemen denn mit de Tied in vele Länner öwerall düss' Biller op un hebbt sick lang holen, het se an vele Steden dörch Wind un Weder, dörch Gliekgültigkeit orre Gewalt — man wull den Dood nich sehn — verkamen un ünnergaan sünd. Bi uns in Norddütschland is noch so en Doodendanz in en Preesterhuus in Wismar bi de Marienkark, in Berlin un hier bi uns. Wunnerlich schient bloots, dat man den Danz neem, üm düt Letzde un Sworste, wat uns hier bemött, an de Minschen rantobringen. Je, dat weer't graad! Nix Beteres geew dat, üm to bewisen, un klor un kort uttodrücken, dat se all ran müssen, as den Danz. De Danzoort, de dortomal sunnerlich begäng weer, weer de Reigendanz. Denn un wenn geef dat ok Dänz poorwies, bi de enkelte Lüd Tokikers blewen, abers denn röpen de Muskanten op Klarnett un Fidel tosamen to'n allgemenen Danz, to'n Reigen, un nu müssen se all mit, keen Minsch kunn staan bliwen, keen Poor dörf fehlen — kaamt ran to'n Krink, kaamt all ran — un ünner Juchhei un Klingen un Singen füng de lustige Reigendanz an, bald slaten in Ring, bald uteenannertrocken in en lange Slang. So stellt sik uns de Doodendänz as Reigendänz vör, bi de dat veniensche Grinen vun den Dänzer för alltosamen, för den Dood, gegen den groten Irnst vun sin Partners opwiesen deit, wat för'n Högen he dorbi hett. As naher de Reigendanz mehr un mehr ophör un dat Danzen poorwies Mood wörr, öwerdreeg sik dat bi de Malers ganz vun sülben ok op de Doodendänz. Stellt de irsten, de öllsten Dänz, den Dood jümmers twischen de beiden Minschen, so, dat de Keed woort blifft, so löst de jüngern Doodendänz den Reigen in enkelte Gruppen op. De Dood söcht sotoseggen Verbinnung to sien Lüd, de he besöken will, he söcht sick för den enen düt Warktüg orre Symbol ut, för den annern dat. To den Papst to'n Bispill kümmt he mit de Harf, to den Kaiser mit de Trumpeet, to de Kaiserin mit de Gitarr, to den Bischof mit de Örgel, to den Prester mit de Schell, to de Börgersfru mit'n Hackbrett, to den Wokerer mit'n Dudelsack, un so wider. To'n Deel geit dat in't „Groteske" öwer, so to'n Bispill op de Fresken an de Gorenmuur vun dat Dominikanerkloster in Bern ut dat Joor 1514: De Dood as Mumie mit tweireten Kledasch geit mit Gewalt an de Lüd ran, lacht un spott öwer Christus un ritt to'n Sluß ok den Maler mit sick. In 17. un 18. Joorhunnert sünd de Poor all op enkelte Tafeln maalt, so to'n Bispill op de Mölenbrüch in Luzern un in't Waisenhuus in Erfurt mit 56 Gruppen.
Een Danz, de heel veel weert is, is de vun Hans Holbein üm dat Johr 1525. De Doot kümmt to de enkelten Lüd, ahn dat se't markt, so, dat he dat Geschäft, de minschliche Gebeerd namaakt: To de Gewaltigen kümmt he gewaltig, to de eenfachen eenfach un slichd, to jeden anners: Den König schenkt he bi't Eten in, den Kardinal grippt he an den roden Hoot, as he graad en Buren en Aflaßbreef gifft, de Kaiserin fört he op'n Kirchgang graadto an't Graff, de Königin, de luut opschriggt, faat he, as'n Narr verkleed, bi'n Danz an, de Äbtissin faat he an't Halsdook un sleept se ut'n Kloster.

den Richter treckt he lisen den Richtstock weg usw. Ganz wunnerbore Biller dükert för uns op: Den Steernkiker wiest he den Doodenkopp, den Schipper brickt he in Storm den Mast twei, den Ritter stickt he mit en Lanz dörch un dörch, den olen Mann speelt he as gode Fründ op'n Hackbrett op, de Herzogin treckt he mit Gewalt ut Bett, den möden Ackersmann helpt he dat Veergespann driwen, den Süper gütt he den Wien in'n Hals, den Röwer krigt he faat, as he graad en ol Marktwiew utröwern will, ganz lisen un sachd fört he en armen Blinnen to Roh. Blots de süke Bedelmann op sin Strohlager, de na em en hartlich Lengen hett, de kriggt em nich to sehn! So is ut den Danz ganz langsam dat Tosamenkamen mit de enkelten Minschen worrn, an de he hier groff un veniensch, door lisen un zoort sin hillige irnste Plicht deit. Holbein is op düsse Entwicklungsreeg woll de Höhepunkt west, un so mag dat kamen sin, dat man hüpig snackt vun en Holbeinschen Doodendanz, ok wenn he as Maler gornix dormit to doon hett.

Abers wodenni sünd düsse Doodendänz öwerhaupt opkamen? Dat is nich op eenmaal kamen! Ganz langsaam, as dat jümmers bi grote Saken is, kümmt ok düt in Gang. Ut ganz ole Tiden kümmt en Legenn vun de hilligen dree Könige, de op ehr Reis trüch in't egen Land dree anner Lüd, Knakengerüß mit'n Laken öwer, dree Doode, draapt, de ehr anholen doot un ehr düssen Sprök vörhollt: „Wat Ji sünd, dat weren wi, wat wi sünd, dat ward Ji." Vun 1190 an dükert düss' olen Sprök in französische un dütsche Versen op, un in 14. Joorhunnert kaamt in Frankriek un nich veel later an Oberrhein Opföhrungen in Gang, in de de Dood ünner Reed un Wedderreed de Minschen, de he angrippt, affört. Un denn keem de Pest. Mit Krieg, Dürnis un Hungersnot tröck se as en gräsigen Spök dörch de Lann, sprüng öwer de Grenzscheden, weer hier un weer door, smeet sick in de Familien rin un reet de Mudder vun't Kind, den Mann vun de Fru, den Broder vun de Süster. Een Dag weer se in de Knechkamer to gang, den annern Dag in't Herrenhuus, vun de Katen keem se in de Paläst un Koopmannshüs, un dor, wo se de enkelten Minschen in kotte Stünn mit'n gräsig Enn vun't Leewen vull Lachen un Juchhein röwerreet in dat bleeke Nix, dor bleew keeneen vun de allernegsten Frünn un Blotsverwandten to helpen un to begrawen. Düsse Oort Nood un Dood reet de Lüd ut Angst för't egen Enn noch mehr un lichter u'tneen as Sünn un Schann. Un achter de Pest, ja mi ehr togliek, kemen se denn ok op — de Doodendänz as een trues Bild vun de Oort, in de de Dood mit sin Minschen ümsprüng, as een hilligen un gewaltigen Stoot in de Trumpeet: Minsch! Denk an dinen Dood! Ran an den Danz! Hol di nich trüch! Verstek di nich! Keen Huus so groot, keen Piler so dick, he findt di doch!

Den öllsten Doodendanz, den wi in de Geschichd fastleggen könt, is en Danz in Paris, de sogenannte Danse macabre ut dat Joor 1425. En beten later, 1439, find wi weck in London un Basel. Un denn kümmt de bi uns ut dat Joor 1463. In Spanien findt sick een, de öller sien schall, man meent, ut 1360, abers nawisen lett sick dat betheerto nich. De meisten Dänz sünd ut dat 15. un 16. Joorhunnert, in de de Pest, de in't 14. Joorhunnert raast harr, noch malins dörch de Welt tröck un Dusende vun Minschen as de Fleegen starwen leet. In't 19. Joorhunnert kaamt ok noch enkelte Dänz to'n Vörschien, abers an anner Steden verswünnen se ok weller, so dra, as de Dood sin fürchterlichste Oort un Wies, vun hüt op morrn de Minschen ut'n Lewen in'n Dood to riten, optogewen dwungen wörr un de swatte Dood ut Europa verswünn!

Ünnerscheedlich as de Biller sünd ok de Vers, de man ünner de Biller sett hett. Mitünner sünd dat twee Reegen, an meersten veer Reegen, en poor Maal, so veel as ik rutkregen heff, blots bie den spanschen un den Lübecker Doodendanz, ach Reegen. De twee un veer Reegen gaat jümmers op den in, de graad mit den Dood to doon hett. Bi de ach Regen gaat söben op de Person, bi de de Dood as Vördänzer steit, de achd Reeg röppt den negsten to, mit antotreden to'n Danz — een wunnerboor fine Verbinnung, de ok in't Woord de Keed oprech holen will. Dormit sünd wi denn ok all lisen bi uns' Doodendanz in de Marienkark ankamen. Wi hebbt hier dre Doodendänz ut de Jooren 1463, 1489 un 1520. De Doodendanz vun 1489 is in Bookform mit Biller vun ganz egene Oort un 1626 Vers, de vun 1520 is ok in Bookform mit Biller un 424 Vers. De vun 1463, de öllste, is de in de Marienkark mit de groten Wandbiller, de wi all kennt. Düsse Danz weer toirst maalt op

grote Holttafeln as öwerlewensgrote Biller. Dor he abers mit Waterfarw maalt weer, wörr dat nödig, dat de Biller denn un wenn utbedert wörrn, so 1588, 1642 un 1675. Dat liggt op de Hand, dat dorbi düt un dat na de Tid ok ännert wörr! Likers aber kunn de Verfall vun de Biller dordörch nich opholen warrn, un so kreeg denn 1701 en Künstler, de Malermeister Anthoni Wortmann den Opdrag, de Biller op Leinwand to öwerdregen. He hett sin Opgaaw mit grote Leew, en beten handwarksmäßig, abers graad dorüm teemlich genau, utfört. Abers kunn man de Biller ok bruken, dormit se so tru as jichens möglich, weller gewen wörrn, de Sprök, de in nedderdütsche Mundoort dorünner stünnen, de weeren nich to bruken. Dat verlöw de Tid un de Platz nich, de olen plattdütschen Vers ünner de olen Biller to setten. So kreeg denn de Präzepter Nathanael Schlott den hogen Befehl, nige Vers in hochdütsche Mundoort to dichden. Se staat noch hüt för jedermann to lesen ünner de Biller. Een Mann abers dortomal, de Prester an de Marienkark Jacob von Melle, de 60 Joor an düsse Kark staan un heel veel för de Sammlung vun ole Saken ut sien Tied daan hett, de kreeg dat doch klook, dat dat an sick en Stück ut de Dullkist weer. So schreew he denn op, wat he sülwen noch lesen kunn, orre wat anner Lüd vör sien Tied opschrewen un nalaten harrn, und so is denn vun de 48 Vers to je ach Reegen en ganz Deel bet op uns' Tied kamen, de Inleitung (de Prediger op de Kanzel un de Dood an alltosamen) un de Vers 23—46, de 47. Vers fehlt, un vun den 48. Vers sünd noch twee Reegen nablewen. En egenortigen Tofall abers bröch dat mit sick, dat noch en poor Vers mehr mit de Tied sick anfunn hebbt. Dat wör faststellt, dat en Doodendanz in Reval in Tosamenhang staan müß mit unsen Lübecker Danz. Dat schient, dat een Maler den Opdrag kregen hett, in Lübeck en Kopie to maken, de denn vun hier na Reval bröcht is. De Biller hebbt frilich veel utholen müßt. Se hebbt, as man meent, toirst in dat Dominikanerkloster staan, un as düt in de Reformatschon ingüng, door hett man mit dat Sülwer un anner Saken ok den Rest vun de Doodendanzbiller de Stadtkark öwergewen. Wind un Weder, Tied un anner Ümstänn hebbt denn ok noch ehr Deel daan. Abers an düsse olen Biller, de nich rénoveert sünd, kann man dütlich de Verwandtschop mit de Lübecker sehn un to gliker Tied ok kloor nawiesen, dat Wortmann de olen Biller bi uns good op sien nige Leinwand öwerdragen hett. Wat abers blewen is, dat sünd ünner de ölben irsten Biller de plattdütschen Vers, de hier bi uns fehlt. So hebbt wi denn blots nich de negen Vers in de Midd, de ok woll op keen Wies weller hertokrigen sünd.

En grote Frag is, op wekke Wies de Doodendanz na uns' Hansestadt kamen is. Fast steit, dat in't Joor 1463 un 1464 de Pest hier weer un vele Minschen störwen. Dat is nich utslaten, dat dordörch dat Menen opkeem; Wi möt de Lüd dorop dütlich un klor henwiesen, wat de Dood för Gewalt hett! Dat Enn kümmt, so orre so, de Dood steit vör de Dör! He kloppt nich irst lang an! Paßt op! Holt juch paraat! Dood is door un Ewigkeid! Abers woher keem de Vörlaag för so'n grote Wandbiller? Door fört uns nu de Doodendanz in Spanien „La danza general de la muerte" op de richdige Spoor. Dat is nämlich de enzige Doodendanz, de in de enkelten Vers graad as de Lübecker ach Reegen opwiest un ok so, dat de söben irsten Reegen för de Person gellt, mit de de Dod danzt, un de achd Reeg an de nige Person richd is. Door düsse Oort un Wies sunst sick nich findt, so möt de beiden vun enanner afhängig wesen! Dat schient an sick utslaten, denn twischen spanische un mittelnedderdütsche Literatur un Kunst weer to de Tied keen Tosamenhang. Abers de Spanier un de Hanseat dröpen sick in de nedderländschen Kontoren. Vun de Nedderlannen hal sick Spanien sien Kunst, un ut de Nedderlannen kemen de Malers, de de Paläst un Karken in Spanien utmaalt hebbt. Un in de Nedderlannen weer de Hanseat to Huus, un mennig nedderlandsche Koopmann harr sien Lehrtied in't hanseatsche Kontor to Lübeck hatt. Un noch hüt sünd in uns' Karken hen un her Biller un Graffplatten, de vun nedderländsche Meisters utdachd un maakt sünd. Nu gifft dat frilich in ganz Nedderland keen Doodendanz! Hett dat een gewen? Man weet nich! Abers bet op den hütigen Dag gifft dat door en Koortenspeel, bi dat Dood un Lewen mit Kaiser un König een Rull speelt, un ole Volksleeder gifft dat door, de hannelt vun Doodendanz. Man geit woll nich bister, wenn man seggt: West sünd se door!

Vergaan! Ünnergaan in de Störm un Kriegsunweder, de öwer de Nedderlannen hentrocken sünd. Dat door en ganz enge Verbinnung sien mutt, dat bewiest twee Saken: De Kledaschen op de lübschen Biller sünd burgundisch-mittelnedderdütsche Kledaschen ut'n Anfang vun dat 15. Joorhunnert. Dorto kaamt in de Versen hüpig frömde Wör vör, so to'n Bispill medicin ut dat französche för arste, arstedien in nedderdütsch, nar ut nedderlandsch = nach, grad so as ik sy = as ik bün, klusenaer = klusenere. Op romanische Spraak wiest ok hen concience, purgert, tentert, temptacie usw. Kort: Twischen Südfrankriek un Nedderland op de een Sied, twischen Nedderland un Kastilien op de anner Sied, twischen Nedderland un de Hansa op de drütt Sied bestünn in't 15. Joorhunnert heel goden un fasten Hannelsverkehr! De Kunst in Dichdung un Maleri güng densülwigen Weg, un so kaamt wi denn ok mit den Doodendanż vun Frankriek, so bi 1360—1400, öwer Nedderland, so bi 1400—1420, na Spanien, so bi 1420—1460, na Lübeck 1463, un vun düsse Länner as Utlöper wider in anner Steder un Länner. Dat wörr wied öwer mien Opgaaw för düssen Kalenner rutgaan, wenn ick düt noch neeger wetenschoplich ünnersöken wull. Door kunn meist een Dokderarbeid bi rutkamen. En lütte feine Dokderarbeid weer ok de Ünnersökung, ob nich twischen Spanien un Lübeck graadto en Band to trecken is. Doorgegen is, dat de Kledaschen op uns Biller to kloor op de Nennerlannen henwiest. Dorför abers sprickt, un twoorst heel dütlich un dull, dat düss' beiden Doodendänz de ach Reegen hebbt un dat jo fast steit, dat twischen Lübeck un Spanien doortomalen ok direkt Hannel drewen is. Dat weer woll meist so'n lütte Reis na Spanien weert. Blots: Wer gifft dat Geld doorto! Mi blifft hier blots noch de schöne Opgaaw, de Lesers mit en poor vun de plattdütschen Versen sülben optowiesen, wo fein uns' „olplattdütsche" Sprak west is! Denn wer sick hüt uns' Doodendanz besüt, ward heel trurig sien, denn wat he süt, hett nich meer den Schien, den't hebben müß un hatt hett, as't toirst maalt wör: De nigen Biller sünd good namakt, abers de nigen Vers sünd bannig slechd. Un dat ward hooch Tied, dat wi de olen Vers weller utgraawt, as denn ok all in Gang is, se irst maal tosamen mit de hochdütschen Vers ruttogewen un ok in de Kark sülben wedder ünner de hochdütschen Vers setten to laten!

So abers fangt de Danz an:

De Dood an alltosam.

To dessem dansse rope ik alghemene
Pawes, keiser unde alle creaturen,
Arme, ryke, grote unde klene.
Tredet vort, wente nu en helpet nen truren!
Men dencket wol in aller tyd,
Dat gy gude werke myt ju bringen
Unde juwer sunden werden quyd,
Wente gy moten na myner pypen springen.

Heran, ihr Sterblichen, das Glas ist aus, heran,
Vom höchsten in der Welt bis auf den Bauersmann.
Das Weigern ist umsonst, umsonst ist alles Klagen,
Ihr müßet einen Tanz nach meiner Pfeife wagen.

. . . . . .

Her keiser, wi moten dansen!

De Kaiser.

O dot, dyn letlike figure
Vorandert my alle myne natture.
Ik was mechtich unde rike,
Hogest van machte sundar gelike.
Koninge, vorsten unde heren
Mosten my nigen unde eren.
Nu kumstu, vreselike forme,
Van mi to maken spise der worme.

Der Kaiser zum Tode.

Was hör' ich, trägt der Tod vor Göttern keine Scheu?
Sind Kaiserkronen nicht vor seiner Sichel frei?
Wohlan, so muß ich mich, o hartes Wort, bequemen,
Und von der dürren Hand den Reiches-Abschied nehmen.

De Dood to'm Kaiser.

Du werst gekoren — wil dat vroden! —
To beschermen unde to behoden
De hilgen kerken der kerstenheit
Myt deme swerde der rechticheit.
Men hovardie heft di vorblent,
Du hefst di sulwen nicht gekent,
Mine kumste was nicht in dinem sinne! — –
Du ker nu her, frou keiserinne!

De Kaiserin.

Ick wet, my ment de doet!
Was ik ny vorvert so grot!
Ik mende, he si nicht al bi sinne,
Bin ik doch junck unde ok eine keiserinne.
Ik mende, ik hedde vele macht,
Up em hebbe ik ny gedacht
Ofte dat gement dede tegen mi.
Och, lat mi noch leven, des bitte ik di!

De Dood to de Kaiserin.

Keiserinne hoch vormeten,
My duncket, du hest myner vorgheten.
Tred hyr an! it is nu de tyt.
Du mendest, ik solde di schelden quit?
Nen! al werstu noch so vele,
Du most myt to dessem spele,
Unde gi anderen alto male! — —
Halt an, volge my, her kardenale!

. . . . . .

Wokerer, volghe van stunden an!

Der Wokerer.

O du aller unvermodeste dot,
Up di en dacht ik klene noch grot!
Ik hebbe al min gut vorsaden,
Mine bone sint vul kornes geladen.
Mot ik nu sterven, dat is mi swar,
Unde latent hir und wet nicht, war,
Ik en wet nicht, war ik henne mot!
Vorbarme miner, her, dor dinen dot!

De Dood to'm Wokerer.

Vorkerde dor, olt van jaren,
Anders hefstu nicht uterkaren
Den dat gut up desser erden!
Ik wet nicht, wat van di sal werden.
Up mi so haddestu klene acht,
Noch to stervende nicht gedacht.
Nu mustu int ander lant. — —
Her kappelan, lange her de hant!

Der Tod zum Kaiser.

Auf, großer Kaiser, auf! gesegne Reich und Welt,
Und wisse, daß ich dir den letzten Tanz bestellt.
Mein alter Bund gilt mehr, als Äpfel, Schwert und Bullen,
Wer mir Gesetze schreibt, malt eitel blinde Nullen.

Die Kaiserin zum Tode.

Ist Zeit und Stunde da, so schick ich mich darein
Und will auch sterbend dir, mein Kaiser, ähnlich sein.
Kannst du dem Reiche dich nicht stets als Sonne zeigen,
So muß sich auch der Mond zum Untergange neigen.

Der Tod zur Kaiserin.

Reicht ohngeweigert her der Hände zartes Paar
Und wandert fort mit mir zu jener großen Schaar.
Doch spart die Thränenflut des bittern Scheidens wegen,
Man wird euch den Gemahl bald an die Seite legen.

Der Wucherer zum Tode.

Wahr ist, ich liebte nichts als Wucher und Gewinn,
Und merke, daß ich arm beim Reichtum worden bin,
Mein Capital ist fort, die Zinsen sind zerstoben;
Ach hätt' ich einen Schatz im Himmel aufgehoben!

Der Tod zum Wucherer.

Ich fordre deinen Rest, als meinen Zins von dir;
Zahl ab, und laß die Last des schweren Beutels hier,
Kein Geizhals hat noch nie den Geldsack mitgenommen,
Warum? weil kein Kameel durchs Nadelöhr kann kommen.

Kopman, wilt di ok bereiden!

De Kopmann.

It is mi verne, bereit to sin.
Na gude hebbe ik gehat pin
To lande unde tor see,
Dor wind, regen unde snee,
Nin reise wart mi so swar.
Mine rekenscop is nicht klar;
Hadde ik mine rekenscop ghedan,
So mochte ik vrolik mede ghan.

De Dood to'm Kopmann.

Hefstu anders nicht bedreven
In kopenscop, alse di was gheven,
It sal die wesen vullkomenheit,
Wen alle dink to richte steit,
Hefstu di so vorwart
Unde din dink gans wol geklart.
Westu anders, dat is nicht gut. — —
Koster, kum, it wesen mot!

. . . . . .

Dat wil juwer sele wesen swar! — —
Klusenaer, volghe naer!

De Klausner.

To sterven dat is mi nicht leit,
Were ik van binnen bereit,
Were mine conciencien wol purgert.
De viant heft mi tentert
Mit menniger temptacie swar.
Vorbarme di, her, openbar
Ik di bekenne mine sund!
Wes my gnedich tor lesten stund!

De Dood to'm Klausner.

Du machst wol danssen blidelik,
Di hort dat hemmelske rik.
Dat arbeit, dat du hefst gedhan,
Sal diner selen lustende stan.
Deden se alle so, it scholde en vromen,
Er scholde nicht vele ovel komen,
Men it worde mengen sur. — —
Kum to min reigen, veltgebur!

De Buur.

Des dansses neme ik wohl respit.
Noch hebbe ik mine tyt
Mit arbeide henghebracht
Unde ghedacht dach unde nacht,
Wo ik min lant mochte begaden,
Dat it mit vrucht worde geladen,
To betalen mine pacht.
Den dot hebbe ik nicht geacht.

Der Kaufmann zum Tode.

Der letzte Mahner kömmt mich trotzig angerennt,
Doch bin ich nicht fallit, hier ist mein Testament;
Den Geist vermach' ich Gott, das Gut den rechten Erben,
Dem Satan meine Schuld, den Leib dem Tod im Sterben.

Der Tod zum Kaufmann.

Denk an den Bankerott, den Adam längst gemacht,
Der setzet dich in Schuld und hat mich hergebracht.
Zahl aus und liefre mir den Antheil meiner Waare,
Soviel ich fassen kann auf einer Leichenbahre.

Der Klausner zum Tode.

Ich bin ein Mensch, und doch den Menschen nicht geneigt,
Weil manches Menschenherz das Bild des Teufels zeigt.
Nun komm, erwünschter Tod, du machest mir kein Grauen,
Viel lieber will ich dich als Menschen-Unart schauen.

Der Tod zum Klausner.

Was kerkerst du dich selbst in engen Clausen ein?
Bist du ein Mensch, und magst doch nicht bei Menschen sein?
Laß, greiser Wunderkopf, den Schwarm der Grillen fliegen,
Du mußt gestorben doch bei deines Gleichen liegen.

Der Bauer zum Tode.

Ich trug mit Ungemach des Tages Last und Noth,
Und aß, vom Schweiß bedeckt, mein schwer verdientes Brot,
Doch da mein Führer mich zur Ruhe denkt zu bringen,
So kann ich wohlvergnügt das Consommatum singen.

De Dood to'm Buur.

Grot arbeit hefstu ghedan.
God wil di nicht vorsman
Mit dinem arbeide unde not.
It is recht, ik segge di blot,
God wilt di betalen
In sinen oversten salen.
Vruchte nicht en twink! — —
Tret her, jungelink!

De Jungkirl.

Der werlde lust mi nu smaket,
Du hefst de tyt ovel raket,
Du kumpst slikende her ghegan
Unde wult mi in din nette beslan.
De werlde mi lavet heil,
Bedrucht se mi, so is se feil.
Wike wech, late mi ruseleren!
Int older wil ik mi bekeren.

De Dood to'm Jungkirl.

In der nacht, der deve gank,
Slikende is min ummewank.
Ein junk man sik bi tiden ker
To gade, sin luste dregen ser.
Hir is nene blivende stat.
Haddestu west der werlde hat,
Were di beter unde er minne! — —
Junkvrou, mit di ik danssen beghinne!

De junge Deern.

Des reiges were ik onich gherne,
Ik junghe schone derne,
Ik hadde merket der werlde lust,
Van diner kumpst nicht gewust.
Nu kumstu snel unde mi vorverst,
Ik wuste nicht, dattu hir werst.
Were ik ene klostervrowe worden,
So trede ik vro in dinen orden.

De Dood to de junge Deern.

. . . . . .

. . . . . .

Dat Kind.

O dot, wo schal ik dat vorstan?
Ik schal danssen unde kan nicht gan!

. . . . . .

Anno domini mcccclxiij in vigilia assumcionis Marie.

Der Tod zum Bauern.

Komm, Landsmann, an den Tanz, von Müh' und Arbeit heiß,
So schwitzest du zuletzt den kalten Todesschweiß,
Laß andre sein bemüht mit pflügen, dreschen, graben,
Dein saurer Lebenstag soll Feierabend haben.

Der Jüngling zum Tode.

So soll ich an den Tanz, wer hätte das gedacht?
Ich, der ich manches Schloß, doch in der Luft gemacht.
Nun wird mein Hoffnungsbau frühzeitig eingerissen;
Ich wollte bald die Braut und muß die Mutter küssen.

Der Tod zum Jünglinge.

Ihr Nymphen, die ihr hier den frischen Jüngling schaut,
Wünscht ihr vielleicht durch ihn zu heißen Jungfer Braut?
Umsonst, die Rechnung wird euch miteinander trügen,
Ich werd ihn in der That, ihr in Gedanken kriegen.

Die Jungfrau zum Tode.

Ich folge, weil ich muß, und tanze, wie ich kann!
Ihr Schwestern, wählet euch bei Zeiten einen Mann,
So reichet ihr die Faust dem Bräutigam im Leben,
Die ich dem Tode muß, doch halb gezwungen geben.

Der Tod zur Jungfrau.

Ich halte, wie die Welt, von Complimenten nicht,
Muß! heißt mein hartes Wort, das Stahl und Eisen bricht.
Und warum wollt ihr mir den letzten Tanz versagen?
Die Jungfern pflegen sonst kein Tänzchen abzuschlagen.

Das Wiegenkind zum Tode.

Weinen ist meine erste Stimme gewest. Sap. 7,3.

Der Tod zum Wiegenkinde.

Nimm, guter Säugling, an, den frühen Sensenschlag,
Und schlaf hernach getrost bis an den jüngsten Tag,
Wohl dem, der so wie du fällt in des Todes Hände:
So krönt den Anfang schon ein hochbeglücktes Ende.

DIE KUNST IM TÄGLICHEN LEBEN. ★ VON H. MÜNCHHAUSEN.

Wenn der Laie von Kunst spricht oder an Kunst denkt, schweben ihm gleich die höchsten Götter vor. Er redet nur von Michel Angelo, Rembrandt, Rubens und ähnlichen Großen. Er kommt nicht auf den Gedanken, daß zur Würdigung dieser Großen ein gerüttelt Maß von angeborenem Kunstgefühl und eingehendstem Studium nötig ist. Es genügt ihm, alle paar Jahre in einem Museum Bilder, Statuen und gewerbliche Kunstwerke anzusehen, um daraus den Schluß zu ziehen: er wäre nun künstlerisch gebildet.

Aber wie wenig hat er in Wirklichkeit für sein eigenes Leben aus diesen Museumsbesuchen mit nach Hause gebracht! Wie könnte er sonst seine vier Wände mit Dingen „schmücken", die genau im strengsten Gegensatz zu dem stehen, was er in dem Museum hätte sehen müssen. Hätte er den Inhalt des Museums richtig verstanden, wäre es ihm unmöglich, sich mit solchem Kitsch zu umgeben, worin er sich jetzt wohlfühlt.

Ganz ratlos ist er vor moderner Kunst. In der alten Kunst handelt es sich ja um gestempelte Werte, die seit Jahrhunderten feststehen. In der modernen Kunst fehlt dieser Stempel. Eine Verbindung zwischen Kunst und Leben, wie sie zur Blütezeit der großen Kunstepochen bestanden hat, ist gar nicht vorhanden. Das Sprichwort sagt: Aller Anfang ist schwer. Goethe betont: Aller Anfang ist leicht, aber die höchsten Stufen erreichen nur wenige. Gerade aber auf dieser höchsten Stufe will der Laie anfangen; den ganz einfachen und natürlichen Weg, der ihn hinaufführen könnte, um nicht nur zur Kunst, sondern durch die Kunst zu einem reicheren Lebensinhalt zu gelangen, diesen einfachen Weg geht er nicht. Dieser einfache Weg fängt zu Hause an. Und zwar in der ganzen Umgebung bis herab auf jeden alltäglichen Gebrauchsgegenstand. Hat jemand künstlerische Neigungen, so kann er sie am besten in den Dingen zeigen, die ihn täglich umgeben, denn das eigene Heim ist immer der äußere Ausdruck des seelischen Lebens des Bewohners. Den Beweis hierfür bringt ein kleiner historischer Rückblick. Bis vor ungefähr 80 Jahren, zu der Zeit, als die Industrie einsetzte, war seit den ältesten Zeiten die künstlerische Kultur Allgemeingut der gebildeten Laien und etwas Selbstverständliches bei den Verfertigern von irgendwelchen Dingen. Ob Häuser, Bilder, Statuen, Tische, Stühle, Schränke oder irgendein Stück des Hausrates, alles war mit künstlerischer Kultur getränkt. Gegenstände für das tägliche Leben in so greulichen Formen anzufertigen, wie das bei der Massenherstellung heute geschieht, war den damaligen Verfertigern ganz unmöglich.

Die Kunst und das Leben der Menschen war eins.

Diese künstlerische Kultur ist seit der Zeit, in der die Industrie einsetzte und alle Dinge herstellte, verschwunden.

Daher sind heute unsere Häuser, die die Träger künstlerischer Kultur sein und dadurch die Kunst zum täglichen Lebensinhalt machen sollten, Träger einer Unkultur geworden, wie sie bisher kein Jahrhundert aufzuweisen hat. Wie kommt das? Früher war es ganz selbstverständlich, daß jeder Gegenstand von jemandem gemacht wurde, der von der anzufertigenden Sache etwas verstand. Nicht nur technisch, sondern vor allen Dingen formell. Hatte der Verfertiger das Zeug dazu, entstand mit dem Gegenstand ein Kunstwerk. Gerade in Lübeck sind dafür die schönsten Beispiele.

Greifen wir mal irgendeinen alten Schrank heraus, wie ihn jede Bürgerfamilie als altes Erbstück aufweist. Dieser Schrank wurde von einem Tischler in seiner Werkstatt ganz speziell für den Besteller angefertigt. Da beide, Besteller und Verfertiger, in einer künstlerischen Tradition aufgewachsen waren, kam eben ein Stück heraus, welches Anspruch auf Kunst machen konnte. Und jetzt? Wie entstehen die Dinge heute? Das meiste, was unser Haus verlangt, wird industriell in Massen, das heißt mit der Maschine, hergestellt. Es wäre nun aber ganz falsch, der Maschine die Schuld an der schlechten Form der Gegenstände zu geben. Es wäre absurd und unzeitgemäß, sich im Zeitalter der Maschine gegen letztere zu sträuben. Es liegt auch gar kein Grund vor, das zu tun. Die Maschine ist ganz unschuldig an den schlechten Formen. Sie ist und bleibt das Werkzeug

denkender Menschen. Sie bringt gerade so gut gute wie schlechte Formen hervor. Die Schuld liegt an den Menschen, die die Maschine führen. Ein Beispiel: Tapeten! Als wenn es dem Papier und der Maschine nicht ganz gleichgültig wäre, welches Muster die letztere dem ersteren aufdruckte! Die großen Industrien werden aber nicht von Fachleuten geführt, die außer den technischen auch den formalen Anforderungen der Gegenstände gerecht werden, sondern von Kaufleuten, die bestenfalls den technischen Teil beherrschen, dem künstlerischen Teil aber gänzlich verständnislos gegenüberstehen. Den bestimmenden Einfluß, wie ein Gegenstand formvollendet aussehen müßte, gibt kein Sachverständiger, sondern ein künstlerisch ganz Ungebildeter, der morgen ebensogut, dank seiner kaufmännischen Begabung, eine Fabrik für Hosenknöpfe leiten könnte. Nun ist glücklicherweise aber schon seit einer Reihe von Jahren bewiesen, daß sich künstlerische und geschäftliche Arbeit sehr wohl miteinander vertragen, sogar das Übergewicht über nur geschäftliche Unternehmungen haben. Es gibt mehrere solcher industriellen Unternehmungen, in denen der maßgebende Einfluß von künstlerischen Sachverständigen ausgeübt wird, worunter das Geschäft durchaus nicht leidet. Leider ist ihre Zahl aber noch so klein, daß ihr Einfluß auf die große Masse der Erzeugung noch sehr beschränkt ist. Die Erzeugnisse dieser letzteren sind so minderwertig, daß eine Kritik vom künstlerischen Standpunkt aus überhaupt nicht möglich ist.

Die Schuld an diesem Zustand liegt größtenteils beim Publikum. Letzten Endes hat der Verbraucher zu bestimmen, was er haben will. Da er aber trotz der Museumsbesuche keinerlei künstlerische Tradition hat, kann ihm die Industrie jede schlechte Form vorsetzen. Und nachher, wenn er sein Haus und Heim mit allen diesen Greueln verschandelt hat, geht er in ein Museum oder eine Kunstausstellung, um sich an der Kunst zu erfreuen. Es ist das ein unnatürlicher Zustand.

Gehe den einfachen Weg, verehrter Leser. Suche die Kunst nicht außer dem Hause, sondern fange mit ihr in deinem eigenen Hause an. Alles, was du besitzest, dein Haus, jeder Gebrauchsgegenstand darin, kann einen Hauch künstlerischen Geistes haben und so ein Leitfaden zu höherer Kunst werden. Ob es eine Kohlenschaufel, eine Tasse, ein Tisch oder sonst etwas ist, fange bei diesen Dingen an, deine künstlerischen Bedürfnisse zu befriedigen, und du wirst eine tägliche Freude haben.

Oft heißt es: künstlerische Gegenstände sind unerschwinglich. Dieser Einwurf ist vollständig unbegründet. Die schlechte Form einer Tasse kostet in der Anfertigung genau dasselbe wie die gute. Wenn der Verbraucher jeden Gegenstand von schlechter Form zurückweist, wird auch die Massenindustrie aus geschäftlichen Gründen gezwungen sein, ihm die gute anzufertigen.

Der Laie hat die Kunst im Hause.

PLATTDEUTSCH IN DER SCHULE. ★ VON FRITZ WICHT, LÜBECK.

Der vorliegende „Entwurf eines Lehrplans für Plattdeutsch in der Schule" verdankt seine Entstehung einer Anregung des Herrn Schulrats Heyck, Lübeck, der mich aufforderte, einen solchen für die beabsichtigte Neubearbeitung des Lehrplans für lübeckische Schulen zusammenzustellen. Naturgemäß ist das, was unter Mitarbeit einiger lübeckischer Lehrer entstand, besonders auf lübeckische Verhältnisse zugeschnitten und darf darum durchaus nicht etwa als ein Normallehrplan für Plattdeutsch gewertet werden. Als ich auf die liebenswürdige Aufforderung des Herrn Ministerialdirektors Kaestner mich entschloß, die Arbeit im Zentralblatt für die preußische Unterrichtsverwaltung weiteren Kreisen bekanntzugeben, verband ich damit die Hoffnung, daß auch für andere Gebiete Niederdeutschlands sich Helfer finden möchten, „uns' Moderspraak" den Weg in die Schule zu ebnen. Das ist geschehen, wie mir eine große Zahl von Zuschriften zeigt. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß auch hier in Lübeck, für das ja der Entwurf gemacht wurde, sich Helfer finden werden, die bereit sind, die Pläne in die Tat umzusetzen.
Für weitere Anregungen, besonders Mitteilungen für das geplante Literaturverzeichnis, wäre ich dankbar und erbitte sie unter meiner Anschrift: Lübeck, Fackenburger Allee 98.

A. GRUNDSÄTZLICHES. *Ebensowenig wie es die Aufgabe der Heimatschutzbewegung sein kann, „das Bild unserer Heimat, wie es sich gegenwärtig darstellt, für alle Zeiten möglichst zu erhalten oder es wohl gar in einen früheren Zustand zurückzuführen, kann es das Ziel der neuen plattdeutschen Bewegung sein, der plattdeutschen Sprache eine wenn auch nur auf einzelnen Gebieten führende Rolle zuzuweisen. Das würde eine bedenkliche Schwärmerei sein, die von unserer Bewegung durchaus fernzuhalten ist. Es gilt vielmehr, Altes, Wertvolles in den Rahmen der Jetztzeit einzufügen und zu versuchen, es so zu erhalten." Ferner kommt es darauf an, zu verhindern, daß die Wanderungsbewegung unserer Zeit gar zu sehr das Landschaftliche in Sprache und Sitte verwischt. Liegt doch die Gefahr sehr nahe, daß bei dem Zusammenströmen in den großen Städten die Eigenarten der einzelnen Landschaften sehr bald verschwinden. Nach dieser Richtung hin liegen die Hauptaufgaben der neuplattdeutschen Bewegung, „und nur die klare Erkenntnis dieser Sachlage kann unsere Arbeit, die in den letzten Jahren so verheißungsvoll eingesetzt und so schöne Erfolge erzielt hat, dauernd fruchtbar machen". Daß gerade während des Weltkrieges, in dem wir uns doch als ein Volk fühlten, diese Bewegung auf so fruchtbaren Boden fiel, mag als bester Beweis gelten, daß sie nicht auf ein Zersplittern in Volksstämme hinführt, wie ihr oft vorgeworfen wurde. Möge der Niedersachse sich zuerst als Niedersachse fühlen, stolz auf seine Eigenart sein — dann wird er auch andere Wünsche gelten lassen. Daß über dem Festhalten an der engeren Heimat die größere nicht vergessen werde, ist wohl eine der geringsten Sorgen, die wir uns zu machen haben.*
Es soll nicht unterlassen werden, noch auf ein Moment ethischer Art hinzuweisen. Unsere so ernüchternde Zeit hat unseren Zeitgenossen so vieles an inneren Gütern genommen, ohne ihnen immer neue dafür zu geben. Da ist es wohl eine lohnende Aufgabe, auf das hinzuweisen, was noch in uns steckt. Man zeige unseren Niedersachsen, welche Werte sie in ihrer Heimatsprache und -art noch in sich haben, weise sie hin auf die Schätze an Literatur, Volksgut, Volkssitte, Volkskunst usw., und man wird auf diese Weise einen Heimatstolz in ihnen wecken können, der ihnen einen Ersatz bieten wird für manches, das sie verloren.
Die plattdeutsche Sprache will nicht gegen die hochdeutsche gestellt werden, sondern neben sie. Darum wäre es auch falsch, das Plattdeutsche etwa als besonderes Unterrichtsfach einzuführen, vielmehr ist ein Durchdringen des gesamten Unterrichtsstoffes — soweit es sich zwanglos ermöglichen läßt — mit Plattdeutsch zu fordern. Es ist auch nicht zu verlangen — so wünschenswert an sich der Gedanke wäre —, daß alle Kinder einwandfrei richtig plattdeutsch sprechen lernen. Dieses Ziel wird selbst bei den Kindern, die von Hause aus des Plattdeutschen mächtig sind, nicht immer erreicht werden. Als grundlegend ist festzuhalten, daß das Plattdeutsche keine Mundart, sondern eine selbständige Sprache ist, die wieder in eine Reihe von Mundarten zerfällt, eine Tat-

sache, die leider meistens heutzutage vollständig übersehen wird. Eine Aufgabe der Schule wird es mit sein, in dieser Richtung aufklärend zu wirken. Und wenn der plattdeutschen Sprache schon vor mehr als hundert Jahren prophezeit wurde, daß sie dem Aussterben nahe sei, so hat sie durch ihr Weiterleben bis heute hin bewiesen, daß doch ein guter Kern in ihr stecken muß, denn nur das Gute wird sich auf die Dauer, allen Anfeindungen zum Trotz, halten können.

B. FORDERUNGEN ZUM LEHRPLAN. Es handelt sich nicht um die plattdeutsche Sprache an sich, sondern um die Eigenart niederdeutschen Volkstums. Darum tritt Plattdeutsch nicht als selbständiges Fach auf, sondern wird in den einzelnen Unterrichtsfächern möglichst weitgehend herangezogen. Ausdrucksmittel hierfür wären: die Sprache in gesprochener und schriftlich niedergelegter Form, die Anwendung alter, bodenständiger Formen in den technischen Fächern. Dem Gedanken der Arbeitsschule läßt sich in dieser Form besonders Rechnung tragen. Der Stoff läßt sich nicht eng in die einzelnen Fächer eingliedern; ein Hinübergreifen in andere Fächer ist z. B. bei Heimatkunde, Geschichte, Sprachlehre und anderen nicht ganz zu vermeiden. In allen Fächern möge der des Plattdeutschen voll mächtige Lehrer den Lehrstoff gelegentlich auch in der Muttersprache an die Kinder heranbringen und ihn auch in dieser von den Schülern wiedergeben lassen.

I. Unterstufe. Unsere Kinder sind auf plattdeutschem Boden aufgewachsen. Die hochdeutsche Sprache ist für viele Fremdsprache, deswegen muß der Lehrer der Unterstufe des Plattdeutschen mächtig sein. Er wird am besten warm werden mit den Kleinen, wenn er sich der Muttersprache bedient. Dabei gewinnt er gleichzeitig einen Einblick in den vorhandenen plattdeutschen Sprachschatz und die besondere Ausdrucksweise unserer Gegend, die sich auch im Hochdeutschen widerspiegelt. Stoff für die Elementarstufe und Anschauung in Klasse 7 und 6. Plattdeutsche Märchen, Gedichte, Lieder, Reigenspiele. Gebrauch von plattdeutschen Namen für Tiere, Pflanzen, Geräte, Tätigkeiten und Eigenschaften. („Wat de Lüd doot un woans se sünd.") Übung der Sprachgewandtheit durch Übertragen von plattdeutschen Sätzen ins Hochdeutsche und umgekehrt.

II. Mittel- und Oberstufe. 1. Religion. Lehrern, die der plattdeutschen Sprache voll mächtig sind, ist zu empfehlen, einzelne Abschnitte des Lehrstoffes plattdeutsch zu behandeln (geeignet wären z. B. Ruth, Der verlorene Sohn, einzelne Gleichnisse). Es existieren aus älterer Zeit 27 plattdeutsche Bibeln; in neuerer Zeit ist das neue Testament mehrfach ins Plattdeutsche übertragen. Plattdeutsche biblische Geschichten: Schneeberg, „Uns' Herrgott un sien Lüd" (Bahn, Schwerin); Schneeberg, „Uns' Heiland un sien Apostel". Plattdeutsche Choräle, Gebete (Vaterunser), Sprüche. Heranzuziehen wäre eventl. auch das „Redentiner Osterspiel" (Schünemann, Bremen).

2. Deutsch. Die hochdeutsche Ausdrucksweise unserer Kinder ist sehr stark vom Plattdeutschen beeinflußt, genau wie das Hochdeutsch der Oberdeutschen durch deren Dialekte. Die hochdeutsche Sprache an sich ist den Kindern lautlich nicht fremd, wohl aber in bezug auf die Formen. Diese Tatsache darf nicht, wie bisher meistens, unbeachtet bleiben, sondern ist in weitestgehendem Maße zu verwerten.

a) Sprachlehre: Beziehungen zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch: Sprechweise (Konstruktion mit „tun"), Lautbildung (oe, å), Satzbau (Wiederholung des Hauptsatzes, Voranstellung des Prädikats), Redensarten („Wo gaat wi hen?"), Formen der Tätigkeits- und Fürwörter, Besitzangabe durch den zweiten Fall (im Plattdeutschen „mien Vadder sien Hoot"), Nachlässigkeiten („mein' Mutter"). (Eine Fülle von Stoff bieten hierzu: G. Schmidt, „Eine heimatliche Sprachschule", Westermann, Braunschweig, sowie G. Fr. Meyer, „Unsere plattdeutsche Muttersprache", Lühr & Dierks, Garding.) Mundarten. Sprachgeschichte, Lautverschiebung. (Das Plattdeutsche hat u. a. an den alten langen Vokalen i, u, ü festgehalten, die Spaltung in ei, au, eu also nicht mitgemacht (Tied = Zeit, Huus = Haus, Lüd = Leute.) (Hierzu Prof. Otto Bremer, „Deutsche Lautlehre", Quelle & Meyer, Leipzig.) Plattdeutsche Stämme, die im Hochdeutschen ganz oder teilweise verlorengegangen sind (wesen, dat was). (Auf die Möglichkeit, in der Schriftsprache Wörter aus den Mundarten wieder aufzufrischen, die ihr verlorengingen, in diesen aber erhalten blieben, ist schon in der Schrift „Rembrandt als Erzieher" hingewiesen.) (Siehe auch Heimatkunde: bodenständige Eigennamen, Straßen- und Flurnamen usw.)

b) Rechtschreibung: Lautgleichheit und Lautverschiedenheit (p = pf), (t am Ende u. a. m.). Plattdeutsche Rechtschreibung. (Ziel: Erreichung von Lesefertigkeit plattdeutscher Stücke!)
c) Übungen im schriftlichen und mündlichen Ausdruck: Plattdeutsche Aufsätze und Erzählungen. Wiederbelebung alter plattdeutscher Ausdrücke. Übersetzungen vom Hochdeutschen ins Plattdeutsche und umgekehrt zur Hebung der Sprachgewandtheit.
d) Lesen: Niederdeutsche Schriftsteller und ihre Werke. Klassenlektüre niederdeutscher Schriftsteller (Quickbornbücher, Bücher des Plattdeutschen Landesverbandes für Schleswig-Holstein, Bücher des Hermes-Verlages, Reclam u. a. m.). Außerdem die Sammlung: Rud. Schulze, Niederdeutsches Schrifttum einst und jetzt", Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster. Der zweite Teil (Prosa) bringt eine Menge aus den Lübecker Chroniken. Vielleicht auch Dr. W. Stammler, „Mittelniederdeutsches Lesebuch".
3. Heimatkunde. Die Heimat muß in den Mittelpunkt gestellt werden, nicht wie bisher die Jahreszeiten. Das Plattdeutsche in Inschriften in Kirchen, an alten Häusern (Marienkirche, Rathaus u. a. m.). Plattdeutsches in Haus, Leben, Sitte, Spiel, Tier- und Pflanzennamen, Handwerksgerät und -tätigkeit, Kleidungsstücken (Namen und Trachten!), Straßennamen, Familiennamen, Vornamen, Arzneien, Hausmitteln, Wetterregeln usw. Redensarten und Sprichwörter (Lübecker Spielbuch, Lübecker Rätselbuch), Flur- und Koppelnamen (Colmar Schumann).
4. Erdkunde. a) Deutschland: Sprachgrenzen, Mundarten. Volkstum in Nordwestdeutschland. b) Außerdeutsche Länder: Heranziehen der plattdeutschen Sprache bei den geographischen Namen (Überreste aus der Hansezeit in den nordischen Ländern, im Baltikum usw.). Holland. Belgien (flämische Namen statt der französischen gebrauchen).
5. Geschichte. a) Lübeckische Geschichte: Plattdeutsche Sagen, Volkstum, alte Sitten und Feste (Kringelhöge, Dassowfahrt, Treibelfest, Martinsmann usw.).
b) Deutsche Geschichte: Stärkeres Betonen der deutschen Sagengeschichte als bisher gegenüber der griechischen und römischen (Edda, Gudrunlied). Sachsenspiegel. Niederdeutsche Druckwerke, Kunst, Zünfte, Innungen, Volksgebräuche, Baukunst.
6. Naturgeschichte. Plattdeutsche Tier- und Pflanzennamen. Aberglauben in bezug auf Tiere und Pflanzen. Tiere und Pflanzen im Volksmund (Märchen). Arznei- und Hausmittel, ihre Namen, ihre Herstellung, ihre Anwendung.
7. Naturlehre. Was denkt sich das Volk bei den Naturerscheinungen? Plattdeutsche Bezeichnungen einzelner Sachen (z. B. Schnellwage = Bessem, Wagenwinde = Duumkraft, Bohrwinde = Druuf usw.). Witterungskunde (Bauernregeln, scherzhafte Bezeichnungen einzelner Witterungserscheinungen, Aberglaube usw.).
8. Schreiben. Zierschrift (alte Urkunden und Inschriften, alte Handschriften als Beispiele).
9. Zeichnen. Typisch niedersächsische Formen (Giebel, Geräte, Bauformen, Türen, Klopfer usw.).
10. Singen. Plattdeutsche Volks- und Kunstlieder. („Nu laat uns singen", Lühr & Dierks, Garding. „Plattdütsch Lederbook", Behrendt & Bold, Rostock. Fr. Jöde, „Von Golde dre Rosen", Rich. Hermes, Hamburg. Einzelne plattdeutsche Lieder enthalten auch: „Schleswig-Holsteinisches Liederbuch"; Lemmermann, „Ut Hartensgrund" u. a.) Plattdeutsche Kirchenlieder (Hansen, Psalmbook, Verlag Nölke, Bordesholm).
11. Turnen. Alte Volkstänze in den Mädchenschulen. (Auch als Aufführungen auf Turn- und Schulfesten geeignet.) Aus der großen Zahl der Sammlungen seien hier nur genannt: Wilh. Stahl, „Niederdeutsche Volkstänze", Paul Hartung, Hamburg. Helms-Blasche, „Bunte Tänze", I und II, Hofmeister, Leipzig.
12. Handarbeit und Handfertigkeit. Wiederbelebung alter Volkskunst in Material, Vorbild und Technik.
Literatur. Da die für die einzelnen Fächer in Betracht kommenden Veröffentlichungen bei der Neuheit des Stoffes den Lehrern zum größten Teil unbekannt sein werden, ist beabsichtigt, ein ausführliches Literaturverzeichnis zusammenzustellen, das wahrscheinlich noch im Laufe des Winters herauskommen wird.

Graphische Kunstanstalt

H. G. Rahtgens,

Lübeck, Mengstraße 12
und Fünfhausen 21–25.

Anfertigung von Drucksachen aller
Art in Buch-, Stein- und Offsetdruck.
Ständiges Lager von Vordrucken.
Verlag der Lübeckischen Blätter und
des Lübecker Heimatkalenders